

1364

# 496 Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von  
**Eduard Ottmann in Gießen,**

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

## Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

	<b>2 Bücher:</b>	<b>4 Bücher:</b>	<b>6 Bücher:</b>
auf 1 Monat:	1 Wt. — Pf.	1 Wt. 50 Pf.	2 Wt. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ic.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

---

Einundfünfzigster Theil.



Stuttgart:

Scheible, Nieger & Sattler.

1845.

Paul de ...

... ..

...



...

...

...

**Die Frau,**  
der  
**Mann und der Liebhaber.**

Von  
**Paul de Kock.**

Das menschliche Herz ist eine dauernde Pflanzstätte  
von Leidenschaften; verschwindet die eine, so taucht  
fast immer eine andere auf.

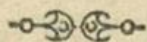
Maximes de la Rochefoucauld.

---

Deutsch bearbeitet  
von  
**Dr. Heinrich Elsner.**

---

Erster Theil.



**Stuttgart:**  
**Scheible, Nieger & Sattler.**

1845.

Die Frau

Wann und der Richtigkeits

Paul de K...

Das Buch ist ein...  
von...  
Es ist ein...  
Maxime...

Quelle...

Dr. Heinrich...

Erster Teil

1850

Stuttgart

Verlag...

1850



## Erstes Kapitel.

Erste Vorstellung eines Melodrama's. — Der  
veilchenblaue Mantel.

„Rücken Sie ein wenig links, meine Damen!...  
und Sie, meine Herren, nähern Sie sich mehr den  
Damen... hier ist noch Platz... die Loge ist für Zehn  
und Sie sind erst zu Neun... die Zahl muß voll-  
ständig sein.“

„Die Zahl?... Geht man in das Theater, um  
sich wie Häringe zusammenpressen zu lassen?... Sie  
sehen doch, daß wir bereits gehörig eingezwängt sind,  
wo wollen Sie beim Teufel noch Jemand hinsetzen?  
Ich für meinen Theil rücke nicht von der Stelle.“

„Nun, Logenschließerin, lassen Sie uns in Ruhe.  
Es gibt keinen Platz mehr...“

„Ich sage Ihnen, mein Herr, es müssen Zehn hin-  
eingehen.“

„Sehen Sie nicht, daß der Herr und die zwei  
Damen dort in der Ecke wenigstens für Bier gelten?“

„Das geht mich nichts an... Treten Sie nur hin-  
ein, Madame... es gibt schon noch Platz; wenn die  
Herren nicht rücken wollen, so werde ich den Theater-  
Inspector rufen... Gehen Sie doch zu, Madame;

wenn Sie diesen Platz nicht wollen, so gebe ich ihn Jemand anders."

Bei diesen Worten drängte eine alte, hagere Frau mit näselnder Stimme, die sich bereits als Logenschließerin zu erkennen gegeben und sich um das Gemurmel nicht bekümmerte, das die Personen auf der ersten Bank des Balkons verlauten ließen, ein junges Frauenzimmer zu uns hinein, welches Anstand zu nehmen schien, den ihm angewiesenen Platz einzunehmen.

Ich saß auf der zweiten Bank und hatte, da ich mich nicht auf die vordere wünschte, den Platz nicht begehrt, welchen die Logenschließerin der zuletzt angekommenen Person anwies; allein ich wandte mich nach dieser Dame um, denn man besucht das Theater oft mehr, um die Leute zu betrachten, als das Stück anzuhören; ich drehte mich also um und erblickte ein sehr hübsches Frauenzimmer, was zwar in Paris nichts Seltenes ist, aber zugleich ein Frauenzimmer, welches mir sehr gefiel, was ein großer Unterschied ist, denn der Geschmack ist sehr verschieden und man zieht manchmal der Schönheit, weit entfernt, sie nicht in ihrem vollen Werthe zu lassen, eine Physiognomie vor, deren Züge nichts Regelmäßiges haben, deren Ausdruck aber uns mehr anspricht.

Diese Frau oder dieses Fräulein (es würde mir schwer fallen, diese Frage zu entscheiden) scheint etwa vierundzwanzig Jahre alt zu sein, ist weder groß noch klein, weder eine Brünette noch eine Blondine, hat, ich weiß meiner Treu' nicht, schwarze oder blaue

Augen, und einen Hut auf; es ist nicht meine Gewohnheit, einer Dame sogleich scharf in's Gesicht zu sehen, allein so viel ist gewiß, daß sie sehr hübsch ist.

Ich bot der Dame meine Hand, damit sie über die zweite Bank steigen konnte; sie stützte sich leicht auf mich. Ich sah bei dieser Gelegenheit ihre kleinen, wohlgestalteten Füße, sowie ihre sehr sorgfältige Fußbekleidung, worauf ich außerordentlich viel halte, denn ich setze nichts Gutes von den Frauenzimmern voraus, die einen schönen Shawl und schmutzige Strümpfe tragen.

Aber jener Herr, welcher der Vogenschließerin erklärt hat, er wolle nicht wie ein Häring gepreßt werden, obwohl man nach seinem hagern Körper und nach der zugespitzten Länge seines Profils glauben konnte, man habe ihn in einer Tonne zusammengedrückt, jener Herr, sage ich, hat, ohne sich umzuwenden, seinen Hut zwischen die Füße genommen und scheint keinen Zoll breit von seinem Plaze weichen zu wollen. Sein Nachbar, ein junger Mann von freundlicherem Aeußern, hat sich ebenfalls wie ich umgedreht, um die Person, welche man neben ihn setzen will, anzuschauen; wahrscheinlich findet er, eben so wie ich, diese Dame nach seinem Geschmack, denn er rückt seitwärts, macht ein wenig Plaz, worauf die lange Zeit unschlüssige junge Frau auf die vordere Bank gelangt und sich mit furchtsamer Miene zwischen die beiden Herren setzt.

Der Herr mit dem Kupfergesicht murmelt, klagt und verwünscht an einem Stücke fort die ersten Vor-

stellungen. Der Egoist!... Sich beklagen, weil diese junge Frau ihm zunächst sitzt, weil ihre Arme und vielleicht ihre Füße die seinigen berühren... ach, ich möchte wohl an seiner Stelle sein!... allein ich bin noch keine dreißig Jahre alt und dieser Herr beinahe sechszig; indes glaube ich, daß die Schönheit auch in meinem spätern Alter noch einen süßen Einfluß auf mich ausüben wird. Vielleicht wird nichts daraus... doch muß man die Hoffnung nicht aufgeben.

Die Dame hat einige Worte gemurmelt: „Meine Herren, es thut mir sehr leid; wenn ich Sie zu sehr genire, so bleibe ich nicht.“

Der große trockene Mann wagt es jedoch nicht, sie zurückzuweisen, während der junge Herr noch mehr rückt, um ihr Platz zu machen, und ihr betheuert, er sitze ganz bequem. Sicherlich fand er sie auch nach seinem Geschmacke.

Die Dame scheint allein zu sein, denn ich sehe Niemand in ihrer Begleitung. Allein im Theater und in der Loge... hm! Wir wollen indessen nicht zum Voraus urtheilen; sie kann einen Mann, Verwandten oder Freund im Parterre haben; vielleicht wartet man an der Thüre auf sie.

Der Saal füllt sich. Wir befinden uns im Theater de la Gaîté; man spielt die erste Vorstellung eines Melodrama's: etwas Wichtiges für alle gewöhnlichen Theatergäste, für die Liebhaber des Boulevard du Temple und sogar der andern Stadtviertel. In der That, warum sollte man nicht eben so gut die Melodramen der kleinen Theater wie die der großen be-

suchen? Führt man nicht seit einiger Zeit überall Melodramen auf? Das Jahr 1829 wird hierin Epoche machen, und wir leben gerade in diesem Jahre.

Neben mir sind noch zwei leere Plätze; doch die Thüre der Loge öffnet sich: zwei Damen treten oder stürzen vielmehr herein; diese warten nicht, bis die Logenschließerin ihnen einen Platz anweist, sie nehmen keine gewöhnlichen Schritte, sondern machen gleich Sprünge und lassen sich nach ihrem Belieben auf die Bank nieder. Die neben mir hat sich beinahe auf meine Kniee gesetzt und wirft mit dem Ellbogen meinen Hut auf den Boden; weit entfernt, auf all' dieß zu achten, scheint sie ganz unbekümmert, ob sie ihre Nachbarn genirt; einen Platz zu haben, ist die Hauptsache für sie. Als sie sich gesetzt hatte, stieß sie ein „au!“ aus, das ein Quinquet hätte auslöschten können, und fuhr dann fort: „Nun sind wir einmal hereingedrungen... ach, das kostet Mühe!... Marie, wie wird man an der Thüre herumgestoßen... es ist ein wahres Scharmüchel!... ich mußte beinahe meinen Busen an dem Geländer zurücklassen... von Duckmäusern wird man herumgeworfen und während dessen gekneipt. Hast Du es gesehen, wie ich mit jenem garstigen Rothhaarigen, welcher hinter mir stand, gesprochen habe? Er hatte beständig seine Hand an meiner Hüfte und sagte, er wolle mich beschützen, worauf ich ihm erwiederte: „Wenn Sie mich mit Ihrem Schutze nicht in Ruhe lassen wollen, so lasse ich Sie durch den Gendarmen ergreifen!...“ Rücke ein wenig zurück, Marie, damit wir bequem sitzen können.“

Ich sehe voraus, wir werden während der Zwischenakte und vielleicht während des Stückes das Vergnügen haben, das Gespräch dieser zwei Damen zu hören, welche zwar nicht gestossen sein wollen, sich aber durchaus nicht geniren, Andere zu stoßen. Es sind übrigens zwei junge Frauenzimmer, deren Züge ziemlich angenehm sind; doch welcher Unterschied zwischen jener Dame, welche vorher kam! Ganz rothe Wangen, glänzende Augen, glühender Mund, bei all dem aber ein gemeiner Ausdruck, nichts Geistesvolles, nichts Feines.

Ich beuge mich mit dem Kopfe ein wenig vor und möchte gerne von Zeit zu Zeit jene schöne Dame, welche ich bloß halb gesehen habe, betrachten. Ich sitze gerade hinter ihr: sie trägt einen Hut, was für die Theaterbesucher das größte Leid ist; ich erwünsche den Hut, nicht weil ich vor ihm einen großen Theil der Scene nicht sehe, sondern weil er mir den Anblick jenes Antlitzes raubt, dessen Ausdruck mir auf der Stelle gefallen hat. Ich möchte gerne wissen, ob der Reiz, mit Muße betrachtet, immer derselbe ist: es gibt so viele Dinge, welche, um zu gefallen, nicht lange gemustert sein wollen.

Man rührt sich nicht und bleibt ruhig sitzen; ich glaube zu bemerken, daß man nur einsilbig dem jungen Nachbar links antwortet, welcher ein Gespräch anzufangen sucht, aber gekränkt durch die geringe Erkenntlichkeit für den von ihm abgetretenen Platz der Dame am Ende den Rücken kehrt und anderwärts hinlorgnirt.

Der bloße Anblick des Hintertheils eines veilchenblauen Mantels langweilte mich ebenfalls, weshalb ich meinen Blick auf meine Umgebung richtete. Neben dem großen trockenen Herrn. sitzt eine junge Frau mit einem Häubchen nach Art der Leinwandhändlerinnen, mit einem muthwilligen Gesicht, kleinen, schwarzen, lebhaften Augen und aufgeworfener Nase; sie lächelt beständig und betrachtet die übrigen Frauen mit einer gewissen spöttischen Miene; sie scheint von der geringern arbeitenden Klasse zu sein und ist von einem fünfzehn- bis sechszehnjährigen, in demselben Geschmack gekleideten kleinen Mädchen begleitet, welches zwar nicht hübsch ist, allein sehr laut spricht und immer mit seiner Gefährtin lacht.

Nach dem jungen Manne links kommt ein Stutzer, wenigstens ein Bierziger, in einem ausgesucht affectirten Anzug, mit Spalknöpfen, einer Fernröhre, glacirten Handschuhen, schwarzen, gelockten Haaren (man sieht wohl, daß der Friseur darüber gegangen ist), zugestutztem Backenbart, noch schwärzer als die Haare, schmelzenden Augenbrauen. Alles dieß konnte zwar gefärbt sein, es sollte mich sogar nicht wundern, wenn er eine Perücke trug, die man derzeit so gut anpaßt, dabei einen herrlichen Teint! Es wäre ein sehr hübscher Jüngling, wenn seine außerordentlich gebogene Habichtsnase nicht zum Lachen klein wäre; im Ganzen sieht er eben so dumm als eingebildet aus.

Nach diesem wohlgefälligen süßen Manne kommt ein Herr und eine Frau... von jenem gewöhnlichen

Schlage, ächte Bürgerleute, die lieber nicht essen wollen, als die erste Vorstellung eines Melodrama's versäumen. Der Hut der Frau sieht schneckenförmig aus; wahrscheinlich hat er hinterhalb einige Stöße erhalten, wodurch er seine Form verloren hat, und man spottet zu gerne über Andere, als daß Jemand so gefällig wäre, dieser Frau zu sagen, ihr Mantel bilde oben eine Rinne. Ihr Mann sieht dieß nicht, weil er seine Frau nie anschaut.

In der Loge hinter mir befindet sich ein Herr mit einer Dame, deren Anzug für ein Boulevard-Theater zu ausgesucht ist; ein großer Abstich gegen jene Individuen, die sich zwei Stockwerke höher ohne Kamisol befinden, ihre Hemden bis an den Ellbogen hinaufgestülpt haben und ihre mit Fischotternkappen bedeckten Köpfe hinausrecken, um mit ihren auf der entgegengesetzten Seite des Saales sich befindlichen Freunden mehr als lustige Scherze zu treiben. Aber diese Herren sind auf dem Suchhe, wo man sich, wie es scheint, Alles erlaubt.

Ich kenne bereits die beiden neben mir sitzenden Frauen; ich weiß, die eine heißt Marie und die andere legt alle Augenblicke ihren Arm auf meine Schulter und ihre Schenkel auf die meinigen, was immer sehr angenehm ist. Hinter mir endlich sind zwei Männer, wovon der eine sehr jung ist, Mund und Augen so weit als möglich aufreißt, staunend umhergafft und für die Freuden des Theaters und die Sitten von Paris noch ein Neuling scheint; der andere, ein halber Kahlkopf, hat die wenigen Haare, welche sein

Hinterhaupt bedecken, mit vieler Mühe nach vornen gerichtet; er spielt den Galanten, lächelt und trillert unaufhörlich, schießt die Damen an und sucht wo möglich seine Kniee ganz an dem Rücken meiner beliebten Nachbarin anzustemmen.

„Sag' mir doch, Marie, siehst Du unsere Männer? sie müssen im Parterre sein... sie sind eine Stunde vor uns fortgegangen und werden einen guten Platz haben.“

„Ich sehe sie so wenig als unsere Kasse.“

„Das ist sonderbar; haben sie sich in den Hintergrund verloren, oder haben sie durch dieses Gedränge nicht durchkommen können?“

„O, wegen Gerards bin ich ganz ruhig, er weiß sich schon Platz zu machen... Kommt man nicht überall durch, wenn man so stark und nervensfest ist wie er?...“

„Mein Mann ist ebenfalls stark, der arme Bribri; da er aber nicht groß ist, so befürchte ich immer, man könnte ihn ersticken... ach wart', ich glaube, ich sehe sie unter dem Kronleuchter...“

„Geben Sie doch Acht, Madame, Sie legen sich ja ganz auf mich,“ sagt der alte Herr vornen, auf den sich meine Nachbarin lehnte, um besser auf das Parterre hinabzusehen.

„Poß Tausend, ich muß meinen Mann suchen... Ja, er ist's, es ist Bribri... er hat seine schwarze seidene Kappe auf... Gerard steht neben ihm...“

„Aber, Madame, Sie ersticken uns...“

„Ach, mein Gott! darf man sich hier nicht rühren?“

Die Nachbarin wirft sich nun auf mich, legt ihre Hand auf meine Schulter, um sich gegen das Parterre vorzuneigen, während der alte Herr sich umwendet und auf diese Frauen grimmige Blicke wirft, die sie aber nicht beachten, indem sie immerfort reden, wie wenn sie zu Haus wären.

„Wenn uns doch Gerard sehen würde!“

„Wie dumm, daß sie nicht zu uns heraufblicken... wart', ich will die Hand in die Höhe halten. hm!... hm!...“

Zum Glück für mich bemerkten die Herren Gerard und Bribri die Signale ihrer Frauen, sonst hätten diese ihre Manöver nicht unterlassen; allein sie beruhigten sich auf das Lächeln, das man ihnen erwiderte und saßen auf ihre Plätze zurück, worauf ich wieder frei athmen und vor mich hinsehen konnte.

Der veilchenblaue Mantel verhält sich immer gleich ruhig, rührt sich nicht, sieht weder rechts noch links und spricht kein Wort mit den Nachbarn. Für eine Dame, die allein in's Theater geht, ist dieses Betragen sehr auffallend. Ich befinde mich gerade hinter ihr, könnte meine Kniee an sie anlehnen und mit meiner Hand ihr Kleid streifen, welches Vergnügen sich so viele Theaterfreunde machen. Aber Gott bewahre mich vor einem solchen Betragen! es ist eben nicht gar artig, einer Dame durch Stoßen mit den Knieen und Kneipen in die Hüften zu erkennen zu geben, daß sie uns gefällt, was man sich bloß gegen öffentliche Mädchen erlauben mag, mit denen man folglich die Frauenzimmer, welchen man solche Beleidig-

gungen zufügt, gleichzustellen scheint. Wann werden denn die Männer sich ehrsam aufzuführen wissen?... Ach, mein Gott, ich glaube, ich predige Moral!... Nein, ich sage nur, was mein Herz denkt.

Das Publikum wird ungeduldig, daß man so lange nicht anfängt, und das Publikum des Boulevard du Temple pflegt seine Langeweile mit vielem Lärmen kund zu thun. Im Parterre stampft man auf den Boden, auf den Galerien pfeift man, auf dem Suche schreit man unter Fluchen: „Den Vorhang auf!“ Während dieses Getöses bemerkte ich, wie der Herr mit dem Kahlkopf, welcher hinter meiner beliebten Nachbarin saß, ein Schildkrötenkämmchen aus der Tasche gezogen hat und auf seine Stirne etliche dreißig Haare kämmt, welche beständig wieder zurückfallen wollen und dann in langen Schlicken hinabhängen, was dem Kopfe dieses Herrn das Ansehen jener Federbüsche gibt, womit die Elsässer Weiber handeln.

Meine zwei Nachbarinnen, welche wahrscheinlich geschworen haben, keine zwei Minuten ruhig zu bleiben, stehen von Neuem auf und sehen auf das Parterre hinunter.

„Ach, Marie! sieh', wie Dein Mann sich mit seinen Nachbarn unterhält... er ist nicht auf den Kopf gefallen, Gerard; er plaudert sehr lange, wann er will...“

„Schau, wie Bribri ebenfalls schwätzt! Bemerkst Du seinen festen Blick, wenn er spricht? Er gibt sich hiedurch einen gewissen Ausdruck. Sie lachen, diese

Herren... ach, die Schelmen!... Gott! ich möchte wissen, was sie lächert... hm... hm..."

Meine Nachbarin hängt ganz über mich her, streckt ihren Arm vor und schwingt ihr Taschentuch, so daß sie damit das Gesicht des Stuhlers streift, welcher den Arm dieser Frau mit den Worten zurückstoßt: „Geben Sie doch Acht, Madame, Sie nehmen mir alle Aussicht... Schon eine ganze Stunde geniren Sie Jedermann; Sie sind hier nicht in Ihrem Zimmer.“

„Schaut, welche Neuigkeit! wenn ich in meinem Zimmer wäre, wüßte ich wohl, was ich thun würde... darf man nicht mit seinem Gatten reden?“

„Man redet nicht von der Galerie auf das Parterre hinunter.“

„Verbietet dieß ein Polizeibefehl?“

„Wenn Sie mit Ihrem Manne reden wollen, so gehen Sie zu ihm hinunter.“

„Ich habe so gut und vielleicht mehr als Sie bezahlt... ich werde reden, wenn es mir beliebt... Es ist unartig von Ihnen, daß Sie sich so gegen Frauen äußern; wenn Bribri bei mir wäre, so würden Sie gelindere Saiten aufziehen. Man weiß dieß!“

Der Herr mit den Locken zuckt die Achseln und dreht sich auf die andere Seite, indem er murmelt: „Was ist doch das für eine Einrichtung in diesen Theatern!... Ich begreife nicht, wie man sie betreten kann. Wenn in einer Loge Platz gewesen wäre, so wäre ich wahrhaftig nicht hier. Allein Alles ist vermietet, Alles zum Voraus besetzt!“

„Man rühmt das neue Stück sehr,“ entgegnet

der Gatte der Frau mit dem Schneckenhut, an den sich der wohlgefällige süße Herr gewandt hatte.

„Ach, man rühmt es... beim Henker! diese Melodrame sind immer dasselbe: ein Tyrann, ein Dummkopf und eine verfolgte Waise. Ich habe es schon sechszig Mal gesehen!... Es ist immer dieselbe Geschichte.“

„Sie sind demnach ein täglicher Gast dieser Theater?“

„Ein täglicher Gast? nein, sondern ich besuche sie bloß, weil ich doch Etwas treiben muß.“

„Das Stück, welches man aufführt, besteht aus sechs Veränderungen.“

„Bald werden sie sechsunddreißig daraus machen... Es ist wie eine wahre Zauberlaterne: Erscheinen! Verschwinden!“

„Ich für meinen Theil sehe die Stücke mit Veränderungen gerne; sie sind unterhaltender und haben mehr Abwechslung in dieser Art.“

„Ja, durch diese Art wird mehr als ein Theater-Direktor zu Grunde gerichtet... allein es ist, wie Sie sagen, ziemlich ergötzlich. Man sieht einen Salon, dann einen Wald, sofort eine Höhle... Tage, Jahre verstreichen in einem und demselben Akte. In der That, man wird dadurch etwas verwirrt; man weiß nicht, woran man ist, noch was es bedeutet, aber dieß ist nach der Art von Shakespeare, Schiller; man braucht es nicht zu verstehen.“

„Sie stoßen mich unaufhörlich, meine Fräulein...“

es ist unausstehlich... Sie verwickeln Ihre Füße mit den meinigen; bald kann ich die Arme nicht mehr rühren, um eine Prise Tabak zu nehmen."

Also redet der große trockene Herr die zwei Grissetten an, welche zu seiner Rechten sitzen und von denen die Ältere ihm, in's Gesicht lachend, erwidert: „Wir rühren uns nicht!“ Dann drehen sich die jungen Mädchen um, zischen auf's Neue unter lautem Gelächter, betrachten den jungen Mann mit der staunenden Miene und dem offenen Munde, der hinter ihnen sitzt, schneiden Gesichter, strecken die Zunge gegen ihn heraus und deuten zuletzt mit dem Finger auf den schneckenförmigen Mantel.

Man läutet drei Mal. Meine Nachbarinnen setzen sich wieder; das kleine Stück beginnt. Die zwei Arbeiterinnen, welche unter den Schauspielern wahrscheinlich eine Liebschaft und sich auf den Balkon gesetzt hatten, um ihren Gegenstand näher zu betrachten, halten den Kopf vor und neigen sich auf die Vorbühne mit den Worten: „Ah, wie schön nimmt er sich aus!... wie herrlich steht ihm diese Kleidung!... Er trägt die Stecknadel, welche ich ihm vorgestern gegeben habe... Ach, er sieht uns... er schaut auf uns... ich bin ganz in ihn vernarrt.“

„Ich kann vor Ihnen gar nichts sehen, meine Fräulein,“ sagt der große Herr; „Sie beugen sich mit dem halben Körper über das Geländer hinaus.“

„Sonst würden wir nichts sehen; es ist noch ein Glück für Sie, daß wir keine Hüte aufhaben.“

„Still doch,“ sagte Frau Gerard, „spricht man auch so, wenn der Vorhang aufgezo-gen ist?“

„Zur Thüre hinaus!“ schreit man vom Parterre.

„Wollt ihr schweigen, Gauner!“ ruft eine Stimme vom Zuschhe.

Es wird wieder ruhig; das kleine Stück geht zu Ende. Sobald der Vorhang fällt, setzen sich meine Nachbarinnen auf's Neue in Bewegung und winken ihren Gatten.

Der wohlgefällige Herr geht hinaus, indem er an seinem Platz einen Handschuh zurückläßt; die beiden Grisetten steigen aus den Sizen hinaus; der neben der hübschen Dame sitzende junge Mann entfernt sich ebenfalls; ich glaubte, die Damen Bribri und Gerard würden dergleichen thun, allein sie blieben zu meinem Leidwesen.

Als jene Dame auf dem Vorderstze es sich für den Augenblick bequem machen kann, sieht sie sich in dem Saale um, was mich ihre Züge näher betrachten läßt. Ich hatte mich nicht getäuscht: sie ist sehr schön! Je mehr man sie betrachtet, desto mehr gefällt sie... wenigstens mir. Schöne, mandelartig geschlitzte Augen, obwohl schwarz, doch vom lieblichsten Ausdruck, kastaniendraune Haare, mittelmäßige, aber angenehm geformte Nase, weder großer noch kleiner Mund und Zähne (ihr geschlossener Mund erlaubt es zwar nicht, sie zu sehen, allein ich wollte wetten, sie muß schöne Zähne haben; überdieß muß man immer für schön halten, was man nicht sieht: dieß kostet nicht mehr und befriedigt doch); freilich hat sie sehr

wenig Teint, ist eher blaß und von ernsthafter Miene, aber ich liebe die ernstesten Frauenzimmer sehr: ein ernsthafter Mund wird so verführerisch, wenn er lächelt, während ein Mund, der immer lacht, beständig einerlei ist.

Diese Dame hat wahrscheinlich die Aufmerksamkeit, womit ich sie betrachtete, wahrgenommen, denn sie dreht sich so, daß ich sie nicht mehr sehen kann. Beim Teufel! das ist sehr widerlich... ich bin nicht so frei, mit ihr zu reden... ihre Miene erlaubt auch nicht wohl, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Wozu würde es im Grunde auch dienen, mit dieser Dame zu reden? Was treibt mich, ihre Bekanntschaft zu machen? Bleiben wir ruhig, das wird viel besser sein. Habe ich mir nicht das Versprechen gegeben, artig zu sein, auf keinen Ball mehr zu gehen, die Grisetten nicht mehr zu besuchen, bei dem Gastwirth mit Freunden, die den Champagner eben so gern als ich trinken, nicht mehr so oft zu diniren, nicht mehr zu reiten, noch Écarté zu spielen?

Es ist indessen ein schrecklicher Gedanke, man werde vielleicht eine Person nicht mehr sehen, welche uns gefällt, uns mit Liebe erfüllt, zu der uns eine geheimnißvolle Sympathie hinzuziehen scheint; freilich faßt diese Sympathie sehr oft zwischen einem schönen Frauenzimmer und einem hübschen Jüngling festen Fuß... Habe ich es nicht schon hundert Mal empfunden?... Ich will hiemit nicht sagen, daß ich schön bin, aber ich bin von ganzem Herzen verliebt.

„Ach, verzeihen Sie mir doch, mein Herr!...“

Die Schöne, welche in der Loge hinter mir saß, hatte mit ihrer Hand meinen Kopf leicht berührt. Ich sehe auf und verbeuge mich: Es ist auch eine sehr schöne Dame; Viele halten sie vielleicht für hübscher als die blasse, ernsthafte Dame; sie fesselt jedoch mein Herz nicht so, wie der veilchenblaue Mantel, vielleicht, weil dieser mich nie anschaut, während ich die andere ganz behaglich betrachten kann. Die Menschen sind so sonderbar, oder die Natur hat ihnen vielmehr ein so sonderbares Herz gegeben, denn wir sind sicherlich nicht mit unserem Willen so und lieben eher das, was wir nicht haben können; wenn wir uns selbst gemacht hätten, so würden wir wahrscheinlich alle diese kleinen Unannehmlichkeiten nicht haben.

„Ah!... piff... paff... Schau', wie man sich im Parterre schlägt... Ach, mein Gott, Marie, gerade unter dem Kronleuchter... neben unsern Männern; wenn sie sich nur nicht darein verwickeln... Mische Dich nicht darein, Bribri, mische Dich nicht darein, hörst Du!... Du verlierst Deine schwarzseidene Kappe!“

Meine Nachbarin legte sich auf das Geländer und erstickte mich fast mit ihrem schweren Körper; ich hob sie sachte mit den Worten zurück: „Beruhigen Sie sich, Madame; Sie sehen ja wohl, daß Herr Bribri ganz ruhig ist und der Streit ihn nicht berührt.“

„Ach, ich kenne meinen Mann; ein Wort würde hinreichen, um ihn darein zu verwickeln. Er ist zwar klein, aber das ist einerlei, er ist ein Käufer wie ein Geier.“

Die Dame mit dem veilchenblauen Mantel dreht

sich ein wenig um, lächelt ein Bißchen, ich lächelte ebenfalls, unsere Blicke begegneten einander, es schien mir, als habe sich von nun an ein geheimes Verständnis zwischen uns gebildet; ich glaube wenigstens gerne daran, weil ich es sehnlichst wünsche.

Die Personen, welche hinausgegangen waren, kehrten auf ihre Plätze zurück. Die beiden jungen Mädchen haben Pomeranzen und Kuchen in den Händen, stopfen sich mit letzterem voll und saugen die Pomeranzen auf der Seite ihres Nachbarn aus, welcher in seiner peinlichen Lage beständig wiederholt: „Sie befecken mich, Fräulein! Geben Sie Acht, die Pomeranzen nehmen die Farbe.“

„Eine halbe Stunde Zwischenakt und sie fangen noch nicht an!“ sagte der Stutzer, in die Logen lorgnierend; „das ist sehr ungeschicklich... uns wegen eines vielleicht haltlosen Stückes so lange warten zu lassen!“

„Höre, Marie, dieses artige Stumpfnäschen mit gewichstem Backenbarte sagt, daß das Stück, welches man aufführen wird, ungeschicklich ist.“

„Bah! man sagte zu Gerard, es sei herrlich; der erste Arbeiter unsers Nachbarn, des Lampisten, hat die Probe gesehen und versichert, es sei prächtig... großartiger an Verbrechen als ‚die Henker‘, ‚die Räuber‘, ‚die Mandarinen‘ und Alles, was man der Art schon gesehen hat. Das Ende, sagt er, sei so schrecklich, daß die Pompier in der Probe geweint hätten und zwei Maschinenmeister fortgetragen werden mußten.“

„Wie viele sterben in dem Stücke, Marie?“

Der Akt ist zu Ende. „Das ist prächtig!“ sagen meine Nachbarinnen.

„Das ist sehr schlecht!“ sagt der Stuzer.

„Es ist sehr unterhaltend!“ behaupten die kleinen Arbeiterinnen, indem sie von Neuem über die Bänke hinwegsteigen, wahrscheinlich um wieder Proviant zu holen.

Der junge Mann hinter uns hat allein seine Meinung nicht abgegeben. Ich denke, er hält das Melodrama für die Fortsetzung des kleinen Stücks, wie jener Landbewohner, welcher nach einer Vorstellung der Andromache und den Plaideurs zu Racine sagte: „Der Schmerz der Prinzessin hat mich sehr betrübt, aber die Auflösung ist äußerst hübsch, die kleinen Hunde haben mich sehr gelächert.“ Ich suche in dem Saale, ob ich nicht einen Bekannten bemerke, als eine Stimme von der Loge hinter mir ruft: „Wie befindet sich Herr Deligny?“

Diesen jungen Mann habe ich einige Mal in Gesellschaft gesehen; er trat in die Loge, um mit dem darin befindlichen Herrn und seiner Frau zu plaudern. Er hat mich erkannt, wir wechseln jene täglichen Redensarten, die man Unterhaltung zu nennen pflegt; sofort wünscht er mir guten Abend und verläßt die Loge, um an seinen Platz zurückzukehren.

Ich setze mich wieder; aber zu meiner Verwunderung begegnen meine Augen denen der Dame mit dem veilschenblauen Mantel. Sie hat auch ihre frühere Stellung wieder eingenommen; während ich aber rechts und links in dem Saale sorgnire, bemerke ich,

wie die hübsche Dame sich sachte dreht und mich aufmerksam mustert. Ja, ich bin es, den sie betrachtet... dieß scheint mir gerade auffallend... Seitdem man meinen Namen genannt hat, bemüht sich diese Dame, mich zu sehen; wenn ich ein berühmter Künstler wäre, wenn man mich unter die Dichter, Maler oder Componisten rechnete, so würde ich diese Neugierde begreifen, allein ich bin Nichts von all' dem; ich denke nicht daran, daß man sich in der großen Welt mit mir beschäftigt!... Ich habe freilich manche dumme Streiche gemacht, seit vier Jahren fast das ganze Vermögen, welches mir meine Mutter hinterlassen hatte, durchgebracht, viele Liebesabenteuer gehabt, allein dieß sieht man täglich und kann mich vor den andern Personen meines Alters nicht besonders auszeichnen.

Da diese Dame mir Aufmerksamkeit zu schenken scheint, warum sollte ich mich nicht erühen, mit ihr zu reden? Vielleicht wünscht sie es auch, und sie kann natürlich nicht den Anfang machen. Nun, wir wollen es versuchen... ein altes, aber immerhin geschicktes Mittel. Ich gebe vor, von meiner Nachbarin gestossen worden zu sein und stoße plötzlich an den Arm der hübschen Dame. Sie dreht sich um, ich ergieße mich in Entschuldigungen: „Ich bitte Sie sehr um Verzeihung, Madame... es thut mir unendlich leid... man ist aber so gepreßt... so genirt hier.“ Man antwortet mir ganz kurz und trocken: „Es hat nichts zu bedeuten, mein Herr!“ und kehrt mir schnell den Rücken. Man will sich also entschieden in kein

Gespräch einlassen; warum werde ich aber verstohlener Weise so gemustert? Ich verstehe dieß nicht.

Die beiden jungen Mädchen kommen zurück und haben dießmal Gladen in einem Papier. Die Aeltere läßt beim Niedersitzen ein Stückchen auf die Hose ihres alten Nachbars fallen; nun kann er sich nicht mehr halten und geräth in Wuth: „Das ist zu arg, Fräulein!... Sie thun es mit Absicht, Sie bes Flecken meine Hose mit allen Ihren Naschereien. Ich will einen Inspector, einen Commissär holen, daß man Sie zur Ruhe bringt.“

Die kleinen Mädchen lachen bis zu Thränen; die Aeltere antwortet: „Ich glaube nicht, daß der Commissär berechtigt ist, uns das Gladeneßen zu verbieten.“

„Wenigstens dürfen Sie mir aber keine auf meine Hose werfen.“

„Geschah dieß mit Fleiß?“

„Ja, seit dem Beginne des Schauspiels suchen Sie mich zu bes Flecken, bald mit Kastanien, bald mit Pomeranzen, Äpfeln...“

„Das ist nicht wahr, wir haben keine Äpfel gegessen.“

„Ist denn das Theater eine Küche?“

„Ach, man sieht wohl, daß Sie nicht um zwei Uhr zu Mittag gespeist haben, um Platz zu bekommen...“

Das Klingeln machte diesem Streit ein Ende. „Gott sei Dank! nun wird es doch bald aufhören,“ sagte der alte Herr.

Der letzte Akt beginnt, allein der Ausgang findet Tadler: einerseits wird ausgepiffen, andererseits ge-

klatscht; die Schauspieler machen immer fort. Frau Bribri liegt fast beständig auf mir, weil sie befürchtet, ihr Mann werde von der einen oder andern Partie geprügelt. Gott sei Dank, das Stück ist beendigt; es war Zeit, ich ersticke fast. Man nennt den Verfasser; ich bleibe noch, und weiß nicht, welcher Reiz mich an die Dame mit dem Mantel fesselt. Ich wollte gerne wissen, ob irgend Jemand sie abholt. Nein, sie steht auf... ich biete meine Hand an, um ihr über die Bänke hinüber zu helfen, sie nimmt es aber nicht an, und leicht wie eine Feder ist sie bereits hinausgeflogen. Ich folge ihr, aber einige Personen trennen uns... indessen verliere ich sie nicht aus dem Gesichte... ach! verflucht seien die Hölle, welche mir unter die Füße kommen, ich kann nicht so schnell, als ich gerne wollte, hinuntergehen, und die Menge nimmt immer zu; jeden Augenblick trennt mich eine größere Menge von dieser Dame. Wir befinden uns unter dem Säulengang; ich bemerke sie noch... als man mich plötzlich am Arme nimmt und zu mir sagt: „Da bist Du!... ich vermuthete wohl, Dich hier zu treffen... gehe doch nicht so schnell, Du erstickst ja in diesem Gewühl.“

Derjenige, welcher mir dieß sagte, hielt mich am Arm zurück, und während dieser Zeit verschwand die unbekante Dame vor meinem Blicke. Ich mache mich von meinem Bekannten mit den Worten los: „Warte auf mich!... ich finde mich gleich wieder ein.“ Darauf stürze ich mich in den Haufen, dränge, stoße Jedermann; aber ach! ich komme zu spät an dem Thore an. Ich sehe die, welcher ich folgte, nicht

mehr; ich blicke rechts, links, renne auf dem Boulevard nach verschiedenen Seiten hin und her... umsonst: ich habe die Dame mit dem veilchenblauen Mantel verloren!

## Zweites Kapitel.

### Das Kaffeehaus.

Ich stand noch auf dem Boulevard vor dem Kaffeehaus des Theaters, blickte nach allen Seiten, unschlüssig, welchen Weg ich nehmen sollte, umher, als ich neben mir lachen hörte; es war Dubois, der junge Mann, welcher mich unter dem Säulengang des Theaters angehalten und mich gerade unter dem Arme nahm, indem er sagte: „Das Frauenzimmer scheint Dir, mein Freund, sehr am Herzen zu liegen und der Mühe werth zu sein, daß man auf dem Boulevard eine Wache aufstellt, denn seit fünf Minuten bewundere ich Dich, armer Deligny, wie Du nach allen Hüten, welche Du wahrnimmst, rennst.“

„Ja, gewiß ist sie reizend, es thut mir unendlich leid, daß ich sie verloren habe!... Du bist Schuld daran, Du hast mich unter dem Säulengang zurückgehalten...“

„Du hättest mir nur sagen dürfen, daß Du einen Gegenstand verfolgest... dann hätte ich Dich unterstützt, im Gegentheil... unter Freunden kommt dieß täglich vor... Gib mir ihr Signalement, ich will mich bei allen Obsthändlerinnen erkundigen, ob sie sie vorbeigehen sahen.“

„Ah, Du spottest immer...“

„Komm' in's Kaffeehaus; das ist ein fehlgeschlagener Liebeshandel, wir wollen einen andern anknüpfen... Ich habe zwei kleine Mädchen lorgnettirt, welche Reis essen... hübsch wie die Liebesgöttinnen, namentlich von der Seite betrachtet; wir sind aber nicht gezwungen, uns ihnen gegenüber zu setzen. Wohlán, komm'...“

„Nein, ich will noch warten...“

„Du siehst wohl, daß Niemand mehr als die Logenschließerinnen herauskommen werden, und ich vermuthe nicht, daß unter diesen Dein Liebesgegenstand ist. Komm' also...“

Dubois hat recht: es befindet sich Niemand mehr im Theater, und wenn ich auf dem Boulevard anagelt bliebe, so würde ich jene hübsche Dame nicht wieder finden; denken wir nicht mehr an sie und gehen wir in das Kaffeehaus.

Dubois, welcher mit mir geht, ist ein junger Mann meines Alters, etwa siebenundzwanzig Jahre alt, nicht groß, aber schön gewachsen und hält den Kopf ziemlich zurück. Er ist ein hübscher Jüngling mit sehr schwarzen Haaren, schönen, ebenfalls schwarzen Augen, welche seiner sehr beweglichen Physiognomie noch mehr Lebhaftigkeit geben, hat ziemlich häßliche Zähne, gefällt aber durch ein angenehmes Lächeln; es ist schade, daß in seinem sonst gar nicht üblen Aeußern etwas Kanailloses liegt: ein Komiker von schlechtem Ton, welcher auf der Stelle einen Taugenichts zweiten Rangs verräth. Das Benehmen Dubois'

ist der Ausdruck seines Aeußern: Ansprüche, Zierereien eines Stüßers, die aber, erkünstelt oder übertrieben, beständig einen gewichtigen Charakter annehmen; endlich die Gewohnheit, sehr laut zu reden, um sich vor seiner ganzen Umgebung bemerklich zu machen, während er sich, so oft er Gelegenheit hat, in dem Spiegel betrachtet.

Dubois fehlt es nicht an Geist; er ist lustig, unterhaltend, nöthigt zu lachen, obwohl seine Scherze nicht immer von gutem Geschmack sind; aber er weiß Alles in's Komische zu ziehen. Indessen ziehen ihm seine Sucht, sich bemerklich zu machen, seine Ansprüche und die Gewohnheit, lauter als die Andern sprechen zu wollen, manchen Streit zu; dann macht er viel Lärmen, schreit, droht, will Jedermann schlagen, schlägt aber Niemand, und wenn die Händel ernstlich werden, so findet er irgend einen Vorwand, zu verschwinden und nicht mehr zu erscheinen. Trotz dieser Fehler, welche von einer vernachlässigten Erziehung und von zu häufigen Besuchen schlechter Gesellschaften herrühren, ist Dubois ein ganz guter Kerl, verbindlich, dienstfertig, hat aber nie etwas Verfügbares, wenn es sich davon handelt, seinen Freunden Dienste zu leisten. In dieser Welt, wo die Egoisten so überwiegend sind, muß man, wenn man eine gute Seele trifft, ihr viele Fehler verzeihen. Wie Manche haben Fehler, welche durch keine andere gute Eigenschaft gut gemacht werden! Dubois ist ein Mann, den man nicht in gute Gesellschaft einführen darf,

aus Furcht, er mache oder sage irgend etwas Unartiges, aber in einem kleinen Kreise ist er gerne gelitten, ist die Seele der Landpartieen oder der Schmausgelage der Junggesellen. Wenn er sie drei Mal gesehen hat, duzt er sie, und es scheint ihnen selbst, als kennen sie ihn schon Jahre lang. Immer heiter, ohne Sorgen, so lange seine Person nicht Gefahr läuft, lebt er so unabhängig, als ein Maronen-Unterhändler es nur immer kann, verschwendet an einem Abend, was er in einem Monat verdient hat, opfert die Geschäfte dem Vergnügen auf, rennt, wenn er keinen Seller mehr hat, zu Fuß in die Handlungshäuser, durchstreift, mit Zucker- und Kaffee-Mustern in der Tasche, Paris von einem Ende zum andern, nachdem er mit einer Grisette oder Tänzerin der kleinen Theater acht Tage lang in einem Tilbury herumgefahren ist. Ferner ist er ein großer Liebhaber der Frauenzimmer: erfreut darüber, in dem Rufe eines Roué und eines vermöglichen Mannes zu stehen, hat er sich zum Grundsatz gemacht, keinen Tag vorübergehen zu lassen, ohne eine Eroberung zu machen; auch geht er fast beständig darauf aus, seine sogenannten frais zu machen, das heißt, eine neue Bekanntschaft anzuknüpfen, auf welche Art er seine Gefühle oft am ganz unrichtigen Orte ergießt.

Es steht mir zwar nicht wohl an, Andere zu tadeln, mir, der ich mich so eben in ein Frauenzimmer verliebt habe, das ich nicht kenne, ihr so weit als möglich nachgefolgt bin, und endlich in der Welt

in keinem großen Rufe der Sittsamkeit stehe!... Wollen Sie aber gefälligst glauben, daß ich nicht so oberflächlich wie Dubois handle, und bevor ich ein Band knüpfe, wissen will, mit wem ich zu thun habe. Jene Dame in dem veilchenblauen Mantel sah sehr vornehm aus, und obwohl sie allein im Theater war, verrieth doch ihr Benehmen, ihre Haltung, kurz Alles eine Person von Stand; trotzdem hätte ich, wenn ich auch ihre Bekanntschaft hätte machen können, es nicht bei dem äußerlichen Ansehen beruhen lassen, sondern hätte mich überzeugen müssen, ob ich, ohne zu erröthen, ihr den Arm geben könnte. Vergessen wir jedoch jene Dame, die ich ohne Zweifel nicht wiedersehen werde, denn ich bin noch nicht so romantisch, als daß ich lange Zeit in eine Unbekannte verliebt wäre.

Das Kaffeehaus ist gesteckt voll. Hier versammeln sich nach dem Schauspiel die täglichen Theatergäste, die Müßiggänger, die Angestellten des Theaters, welche über das neue Stück ihre Meinung geben; Jeder bringt vor, man hätte ihm folgen, die ausgepiffene Scene weglassen und die Stelle, welche einen schlechten Eindruck gemacht hat, verändern sollen. Wenn man alle diese Leute hört, sollte man glauben, sie können sich unmöglich täuschen; sie haben eine so große Bekanntschaft mit der Bühne und kennen den Geschmack des Publikums vollkommen!... Sogar die alten Dominospieler zucken die Achseln und rufen aus: „Gewiß! das ist schlecht, abscheulich, ich hatte es gesagt!...“ Und diese Herren haben

während der Vorstellung des Schauspiels, das sie tadeln und von dem sie nie eine Probe sahen, ihr Spiel nicht verlassen. Arme Schriftsteller! von wem werdet ihr beurtheilt! All' diese Leute, welche euer Stück nach der Aufführung so gut zuschneiden, wären nicht im Stande gewesen, ein Wort zu ändern, noch vor der Vorstellung eine mangelhafte Stelle zu bemerken. Boileau hat ganz recht:

„Das Tadeln ist wohl leicht, die Kunst ist aber schwer.“

Beim Eintritt in das Kaffeehaus bemerke ich jene zwei kleinen Mädchen meiner Loge, welche mit einem jungen Manne, den ich in dem kleinen Stücke spielen sah, Bier trinken und Spritzkuchen essen, an deren zweitem Duzend sie schon sind. Ich fürchtete wirklich für sie, und hatte Lust, Thee für sie zu bestellen.

Dubois zieht mich mit in den Hintergrund des Kaffeehauses, indem er aus allen Kräften ruft: „Komm' doch hieher...“

„Ich sehe keinen Platz.“

„Komm' immerhin... ich will mir Platz machen lassen...“

Wir kommen zu zwei Jungfern hin, welche sich Milchreis schmecken lassen. Neben ihnen sitzen zwei Männer, welche Likör trinken und Domino spielen. Dubois setzt sich ohne Umstände an ihren Tisch, indem er sagt: „Diese Herren werden es wohl erlauben und uns ein wenig Platz machen!“

Die Dominospieler sehen Dubois mit einer bösen

Miene an, allein er achtet nicht darauf, setzt sich zwischen diese Herren und ihre Nachbarinnen und ruft dem Kellner mit den Worten: „Kellner... hieher... bedienen Sie uns... Die Herren werden so gefällig sein, ein wenig zu rücken... Was trinkst Du, Deligny?... Nicht wahr, Punsch mit Rhum? Das ist das Beste... eine halbe Bowle mit Rhum...“

„Bist Du ein Narr?... Eine Viertelsbowle ist genug für uns Beide.“

„Nein, nein, wir können wohl eine halbe trinken... Ueberdies wollen wir diesen Damen mit einem Glas aufwarten, wenn sie es gütigst annehmen wollen... Kellner, eine halbe Bowle... aber gut, wie gewöhnlich.“

Die beiden kleinen Frauenzimmer haben sich auf den Vorschlag Dubois' gegenseitig angesehen; die Eine lächelte, die Andere senkte ihren Blick, ohne zu antworten. Ich stoße ihn mit dem Knie, indem ich ihm in's Ohr sage: „Du kennst sie also, weil Du ihnen sogleich Punsch anträgst?“

Dubois antwortet mir sehr laut: „Ich habe nicht das Glück, diese Damen zu kennen, aber sie sehen zu liebenswürdig aus, als daß man nicht wünschen sollte, ihre Bekanntschaft zu machen.“

„Mein lieber Freund,“ sagte ich leise zu ihm, der mir immerfort sehr laut antwortete, „ich gestehe Dir, daß ich eben keine sehr gute Meinung von diesen Frauenzimmern habe.“

„Und ich, ich habe die beste von ihnen... Es

würde mir auch ein überaus großes Vergnügen machen, ihr Cavalier zu werden, wenn anders man meinen Arm annehmen würde."

Bei diesen Worten besah sich Dubois im Spiegel, ließ seine Zunge über die Lippen gleiten und warf sofort seine Blicke auf seine Nachbarinnen.

"Aber sie sind nicht hübsch."

"Ach, was sagst Du da! Herrliche Gesichter, Nasen à la Niobée, Korallenmund, Alabasterzähne, und über all' dieß ein Erguß von jungfräulicher Scham."

Ich fand einen nicht gar jungfräulichen Ausdruck auf den Zügen jener Frauenzimmer, welche bei den Worten Dubois' sich anlächelten.

"Die Eine von ihnen schießt," sagte ich ihm in's Ohr.

"Gerade diese würde mir am meisten gefallen... Ich bin jedoch ein guter Kerl, wähle: nimm die Brünette oder die Blondine, ich schicke mich sogleich in die Andere; das ist hoffentlich als Freund gehandelt..."

"Ich will weder die Eine noch die Andere..."

"Bah! wenn Du ein Glas Punsch getrunken hast, wirst Du schon zärtlicher werden... Denkst Du noch an die Dame, welche Du bis zum Thore verfolgtest?"

"Sei doch still, Dubois!..."

"Nun! was ist es für ein Fehler, dem schönen Geschlecht den Hof zu machen... wer streut Blumen auf den Pfad unseres Lebens?... Hm!... Ach Gott! die hübsche Hand! wenn ich ein Maler wäre, so würde ich sie sogleich abzeichnen..."

Das junge Frauenzimmer, an welche dieses Compliment gerichtet war, konnte sich des Lachens nicht enthalten; indessen sah ich, wie ihre Freundin sie unter dem Tische mit dem Fuße stieß, wahrscheinlich um sie aufmerksam zu machen, mehr Decorum zu beobachten.

„Ah! Vivat! da kommt der Punsch!... Kellner, hieher... stellen Sie ihn hieher... Diese Herren werden die Güte haben, ihre Domino ein wenig zusammenzurücken.“

„Ich sehe nicht ein, warum wir uns geniren sollten,“ sagte einer der Spieler, indem er eine ungeduldige Bewegung machte. „Es gibt jetzt Platz an anderen Tischen, warum setzen Sie sich nicht dahin?“

„Wir haben hier einen zu guten Platz, als daß wir ihn ändern wollten. Ein Magnet zieht uns hier an... Kellner, Matronen.“

Die Spieler setzen ihre Partie fort, während sie gegen Dubois murmeln, der nicht darauf achtet und zu unsern Nachbarinnen, welche eben mit ihrem Reiz fertig geworden sind, sagt: „Dürfen wir so frei sein, und Ihnen mit einem Glas Punsch aufwarten? ...“

„Nein, mein Herr, ich danke Ihnen.“

„Er ist sehr süß, sehr leicht, ein ächter Damenspunsch...“

„Wir trinken nie Punsch...“

Dubois hatte zwei Gläser Punsch eingeschenkt, welche er vor die zwei Frauenzimmer stellte.

„Kellner, zwei reine Gläser!“

„Sie bemühen sich umsonst, wir trinken diesen Punsch nicht...“

„Ach, meine Damen, kosten Sie ihn wenigstens ... Er bekommt Ihnen gut nach dem Reis...“

„Aber, mein Herr...“

„Mit einer Makrone...“

Dubois warf in jedes Glas eine Makrone.

Ich sah, wie eines dieser Frauenzimmer Lust hatte, es anzunehmen, und wie das andere unter dem Tische abermals mit dem Fuße stieß.

„Wir sollten schon längst fortgegangen sein,“ sagte die eine dieser Jungfern, welche nicht schielt, „und wir wären nie in das Kaffeehaus eingetreten, wenn der Vetter meiner Freundin ihr nicht gesagt hätte, er wolle uns abholen.“

„Freilich,“ erwiedert die Andere, „wenn wir gedacht hätten, er komme nicht, so wären wir nicht hier; denn wofür hält man zwei Frauenzimmer allein in einem Kaffeehause?“

„Man hält dafür, daß sie Reis essen, und nichts Anderes! Trinken Sie doch ein wenig Punsch!“

„Sag' doch, Charlotte, wenn Alexander nicht kommt, so müssen wir fortgehen, denn es muß schon spät sein.“

„Nein, meine Damen, es ist noch nicht elf Uhr.“

„Warum nicht gar, wenn mein Vetter mir einen solchen Streich spielte, uns im Stich zu lassen, so würde ich ihm in meinem Leben nicht verzeihen.“

„Diese kleinen Bösewichte von Vettern sind bisweilen sehr treulos! ... aber wenn er nicht kommt,

so hoffe ich, Sie werden uns, meinen Freund und mich, gefälligst als Begleiter annehmen."

Ich stoße Dubois mit dem Fuße, weil ich durchaus keine Lust habe, diese Jungfern nach Hause zu begleiten; aber er hört nicht auf mich und fährt fort: „Mein Freund ist eben so galant wie ich, und wenn er Ihnen in diesem Augenblick etwas ernsthaft vorkommt, so hat dieß seinen Grund darin, daß er an eine gewisse Dame denkt, in die er sich im Theater verliebt und die er unter dem Säulengang verloren hat."

Die beiden Frauenzimmer fangen an zu lachen; ich hätte mich gerne erzürnt, aber bei Dubois ist es nicht möglich; ich gab ihm somit bloß zur Antwort: „Lieber Freund, ich habe Dir nicht gesagt, ich habe mich verliebt... man kann Jemand an dem Thore erwarten, ohne daß dieß ein Beweis ist, daß..."

„Laß', laß'!... ich habe Dich über die Boulevards rennen gesehen; stellen Sie sich vor, er sah aus, als ob er Kämmerchen spielte. Mein Freund ist nämlich sehr verliebt, fast eben so arg wie ich... Das Betterchen kommt nicht, ich hoffe, wir werden das Vergnügen haben, Sie nach Hause zu führen..."

„Wir wohnen sehr weit weg, mein Herr."

„Um so besser, das Vergnügen wird darum nur länger dauern, und zudem sind die Fiaker nicht für die Figuren von Curtius da... Ah, meine Damen, betrachten Sie doch den Mann, der so eben hereingetreten ist!... Welcher Kopf!... Sollte man nicht glauben, es sei ein angekleideter Affe?"

Das beste Mittel, mit den Frauenzimmern und besonders mit den Grisetten schnelle Bekanntschaft zu machen, ist: sie zum Lachen zu bringen; diese Damen wollen gerne unterhalten sein. Dubois hatte hierin Takt und namentlich eine große Übung. Die Frauenzimmer drehten sich um, den Mann, über den sich Dubois lustig machte, zu betrachten, und lachten laut auf über seinen Scherz; in diesem Augenblick vergaß diejenige, welche schielte und die es schon lange nach dem vor ihr stehenden Glas Punsch gelüftete, die Bescheidenheit, welche sie beobachten wollte, verschlang ohne Mühe das Getränk und die Matrone, und ihre Freundin, die das leere Glas auf den Tisch stellen sah, entschloß sich, ihrem Beispiel zu folgen.

Darauf neigte sich Dubois zu mir und sagte blinzeln: „Sie haben getrunken, sie gehören uns.“

„Uns! Dir, das laß ich mir gefallen! aber ich, ich habe Dir gesagt, ich gebe mich nicht mit Derartigen ab.“

„Ei, mein Freund, man muß auch abwechseln! Ich liebe die vornehmen Damen, die Spröden, die menschen scheuen Tugenden auch, aber von Zeit zu Zeit ein Häubchen, eine schwarzseidene Schürze, kurz, eine Grisette, das ist nicht übel, das weckt auf... Im Grunde können wir sie immerhin nach Haus begleiten, dieß verpflichtet zu Nichts... Sie trinken ja nicht, meine Damen... Kellner, Punsch... vom nämlichen, doch dürfte er besser sein!...“

„Geben Sie doch Acht, mein Herr, Sie werfen meine Dominosteine auf den Boden,“ sagte einer

unserer Nachbarn, welchen Dubois, während er den Frauenzimmern einschenkte, mit dem Ellbogen gestossen hatte.

„Das thut nichts,“ antwortet Dubois, mit spöttischer Miene lachend, „Sie hatten den doppelten Sechser nicht.“

„Sie haben nicht nöthig, mein Herr, in mein Spiel zu reden...“

„Um Sie zu trösten, meine Damen... noch eine Makrone... das nimmt man wie eine Pille... ich kenne dieß, ich habe schon viele Pillen in meinem Leben verschluckt... Ich will damit sagen, ich habe mich schon oft fangen lassen; das ist eine Metapher.“

Ich neigte mich wieder zu Dubois hin und sagte ihm in's Ohr: „Wir wollen diese Bekanntschaft nicht weiter kommen lassen... es ist spät; bezahlen wir und lassen wir diese Damen ihren Better erwarten.“

„Ach, warum nicht gar! Du scherzest, ich bin in alle Beide verliebt.“

„Willst Du wirklich diese Mädchen nach Haus begleiten?... das wäre zu arg...“

„Ich muß mir durchaus Erholung machen... Ich brauche alle Tage eine Liebschaft; eher würde ich die Gerstenzuckerhändlerin nach Haus führen, als allein fortgehen.“

Die beiden jungen Mädchen, welche seit einiger Zeit einander ansahen und unschlüssig schienen, machen eine Bewegung, um aufzustehen; Dubois hält sie mit den Worten zurück: „Wohin gehen Sie denn?“

„Wir gehen fort... es ist spät... es wird

meinem Vetter unmöglich gewesen sein, uns abzuholen...“

„Es ist nicht spät, die Uhr geht vor... Zudem können Sie ohne uns nicht fortgehen; Frauenzimmer allein setzen sich Nachts in den Straßen von Paris allerlei Gefahren aus. Wir dulden es nicht. Trinken Sie doch ein wenig...“

Die beiden Freundinnen setzen sich wieder, ich mustere sie. Sie sehen indes nicht so frech aus wie jene Frauenzimmer, welche sonst die Kaffeehäuser besuchen. Sie haben sogar etwas Bürgerliches, Ehrbares in ihrem Anzuge; allein junge ehrsame Mädchen wären nicht allein hier um halb zwölf Uhr Nachts.

„Gelegentlich, Deligny, Du weißt nicht, daß ich heute im Cadran-Bleu dinirt habe...“

Ich winkte Dubois und bat ihn, meinen Namen im Kaffeehaus nicht so laut zu nennen: umsonst, er hört nicht auf mich, weil er während des Gesprächs sich im Spiegel besieht oder unsern Nachbarinnen zulächelt.

„Wir haben ein flotttes Mittagessen gehabt. Ich war mit Saint-Germain zusammen... Du weißt, jenem dicken Papa, welcher Commissionsgeschäfte macht... Er hat ein Bureau, welches Gold trägt!... Immer Leute genug... man muß warten, bis die Reihe zum Eintritt an Einen kommt... Es ist etwas Angenehmes um einen solchen Geschäftsmann... aber für mich würde es nicht passen, weil man man zu sehr gebannt ist. Ich, der ich meine Freiheit so sehr liebe... Es leben die Waarenverstellung-

gen!... Die Gläser Zuckerwasser kosten mich nichts... Ich verbrauche bloß meine Muster, und Gottlob! es fehlt mir nicht daran... Ich gehe auf Zucker und trete den Farinzucker mit Füßen... Meine Damen, noch ein Bischen Punsch... diese halbe Bowle ist besser als die erste... O! sehen Sie immerhin auf die Uhr, Sie müssen nicht mehr an den Better denken... aber wir werden seine Stelle vertreten... Wir wollen Ihre Oheime, Ihre Pfleger, Ihre Gatten, kurz Alles, was Sie wünschen, sein... Ich sagte Dir also, mein Freund, daß ich im Cadran-Bleu mit Saint-Germain, Solivet und Jenneville dinirt habe. Dieser liebenswürdige und unglückliche junge Mann, welcher sich von seiner Frau getrennt hat, weil sie ihm wahrscheinlich... hm! beim Teufel! man darf dieses Wort nicht sagen... diese Damen könnten böse werden... Gleichviel, Jenneville ist ein guter Kerl... er treibt seine Sachen gut, er bezahlte das Diner... aber Du weißt es ja, denn er hatte Dich, so viel ich glaube, zu uns eingeladen. Er liebt Dich sehr, denn er war äußerst mißstimmmt, daß Du nicht kommen konntest; warum bist Du denn nicht gekommen? Meine Damen, etwas Rheimer Biscuit... das ist, in Punsch getaucht, sehr gut."

Die jungen Mädchen, treu dem Grundsatz, daß bloß der erste Schritt Ueberwindung kostet, fügten sich, nachdem sie unter vielen Umständen das Glas Punsch angenommen hatten, nun in Alles, was Dubois ihnen vorschlägt. Dieser stieß, indem er den Galanten spielen und graziös einschenken wollte, einem

der Dominospieler mit seinem Ellbogen in's Gesicht, welcher, über die Nachbarschaft und das Geplauder Dubois' längst verdrießlich, auf's Höchste aufgebracht wird.

„Hören Sie bald mit Ihren Geberden auf, gehen Sie nicht anderswohin, um zu schwätzen und zu trinken?“

„Wie, ich verstehe Sie nicht!“

„Und ich ersuche Sie, sich ruhig zu verhalten, oder ich werde mich verständlich machen...“

„Was ist das?... werden wir böse?...“

„Sie scheinen immer noch zu spotten, glaube ich...“

„Ich scheine, was ich will; wenn es Ihnen nicht beliebt, so dürfen Sie nur reden.“

„Nun, es beliebt mir nicht!... Seit zwei Stunden sitzen Sie mir auf dem Rücken...“

„Das hätten Sie mir baldern sagen sollen, dann wäre ich auf Ihren Schooß gefessen.“

„Der Herr hat sich ohne Umstände an unsern Tisch gesetzt... Er stößt unsere Domino um...“

„Sie hätten uns sogleich sagen sollen, Sie wollen das Kaffeehaus für sich allein... man hätte es vielleicht an Sie vermiethet...“

„Ah, meine Herren,“ sagte ich, „all dieß ist nicht der Mühe werth, daß man sich deshalb zankt. Mein Freund hat Sie nicht absichtlich gestoßen.“ Der Streit hört auf, es wird ruhig, als Dubois, welcher durch sein entschlossenes Auftreten seinen Gegner erschreckt glaubt, ausruft: „Dieser Herr gibt vor, meine Miene gefalle ihm nicht!... Das ist ein großes Unglück!...“

Man muß ein anderes Aussehen annehmen, das nach seinem Geschmack ist."

Der Dominospieler steht darauf auf, sieht Dubois sehr scharf an und sagt zu ihm auf eine ganz handgreifliche Art: „Ja, Sie haben das Aussehen eines Prahlhanses; ich wiederhole Ihnen, daß Sie mich langweilen, und wenn Sie das Maul nicht halten, so werde ich Sie zum Schweigen bringen.“

Dubois wird gewahr, daß sein Gegner ein großer Raufbold von fünf Fuß sechs Zoll ist, welcher sich durch seine Prahlereien durchaus nicht einschüchtern läßt; er erröthet bis über die Ohren, schreit aber noch lauter: „Mein Herr, man macht mir nicht bange... ich habe Proben abgelegt... ich bin bekannt...“

„Ich würde sehr begierig sein, Sie auch kennen zu lernen...“

„Wenn Sie wollen; Jedermann weiß, wie ich auf Pistolen schieße... Aber ich sage Ihnen zum Voraus, daß ich mich nie anders als auf drei Schritte Entfernung schieße, und daß ich den ersten Schuß habe, weil Sie der angreifende Theil sind.“

Ich suche Frieden zu gebieten, und Dubois, der sehr stark schreit, um seinen Muth zu zeigen, zum Schweigen zu bringen. Der Kaffeewirth tritt mit seinem Ansehen auch in das Mittel, er will keinen Streit in seinem Hause.

„Wir wollen hinausgehen,“ sagte der Dominospieler.

„Ja, hinaus,“ antwortet Dubois, und läuft nach

der Thüre, durch welche er alsbald verschwindet. Die zwei Herren bezahlen ihre Zechen, und folgen darauf Dubois; ich gehe ihnen in Begleitung einiger täglichen Gäste des Kaffeehauses nach, um diesen Handel beizulegen.

Allein nach unserer Ankunft auf dem Boulevard suchen wir umsonst Dubois, und können ihn unmöglich auffinden. Ich rufe ihn mehrere Male. „O! Sie rufen umsonst,“ sagte sein Gegner zu mir, „ich bin überzeugt, daß er schon weit fort ist!... Dieß wundert mich auch nicht: die Leute, welche so viel Lärmen machen, führen sich fast immer so auf.“

„Meine Herren,“ sagte ich zu den zwei Fremden, „das Betragen meines Freundes scheint mir in der That sehr auffallend; allein ich war bei ihm, es ist nun meine Pflicht, seine Stelle einzunehmen. Hier ist meine Adresse... Ich erwarte Sie morgen und stehe zu Ihrem Befehl.“

Der Gegner von Dubois, der seine böse Galle etwas verloren hat, weist meine Adresse mit den Worten zurück: „Nein, mein Herr, das ist überflüssig. Sie haben uns nicht beleidigt, und wenn Ihr Freund so wie Sie gewesen wäre, so hätten wir wahrscheinlich nicht den geringsten Wortwechsel mit einander bekommen. Reden Sie ihm nur zu, für die Zukunft weniger Lärmen zu machen, es ist sein eigenes Interesse.“

Nach diesen Worten nahmen diese zwei Herren Abschied von mir und entfernten sich. Die Gaffer, welche uns gefolgt waren, gingen ebenfalls aus-

einander, und ich blieb allein auf dem Boulevard stehen.

Verfluchter Dubois!... ich werde an dieses Abenteuer denken, welches übrigens nicht das erste der Art ist, das ihm in meinem Beisein begegnet; ich habe ihn schon hundert Mal gebeten, vorsichtiger zu sein. Es ist nicht Jedermann gegeben, sein Leben kaltblütig auf's Spiel zu setzen; aber wenn ihr Muth nicht Stich hält, beleidigen sie wenigstens Niemand und machen nicht unaufhörlich den Prahlhans.

Es ist spät, der Boulevard ist leer... die Kaffeehäuser sind geschlossen... es bleibt mir nichts, als nach Haus zu gehen.

Ich schlage den Weg nach der Vorstadt Poissonnière ein, in der ich wohne. Ich war bereits an dem Wachtposten des Boulevard Chateau-d'Eau vorbeigegangen, als mir plötzlich der Punsch einfiel, den wir noch nicht bezahlt haben, und jene zwei junge Mädchen, die mit uns tranken und nun vielleicht zum Bezahlen für uns angehalten werden.

Vor dem Streit Dubois' vergaß ich Alles dies. Ich kehre alsbald um und laufe in das Kaffeehaus zurück; es ist Niemand mehr dort als die zwei Frauenzimmer, welche um uns äußerst besorgt sind und nicht wissen, wie sie fortkommen können. Verfluchter Dubois! er ist es wieder, welcher mir diese zwei Frauenzimmer anhängt... ich habe mich beinahe für ihn geschlagen, und nun werde ich sie noch nach Haus

begleiten müssen. Es ist Mitternacht vorbei, ich kann diese kleinen Mädchen, welche auf seinen Arm gerechnet haben, nicht zurücklassen! . . . Ich muß einen Entschluß fassen. „Wenn es Ihnen beliebt, meine Damen, ich stehe zu Ihren Diensten.“

Ich habe bezahlt und wir verlassen das Kaffeehaus.

### Drittes Kapitel.

Die zwei Grisetten.

Wir befinden uns auf dem Boulevard, die zwei jungen Mädchen blicken rechts und links und scheinen erstaunt, daß sie Niemand sehen; endlich sagte diejenige, welche sich, wie ich glaube, Charlotte nennt, zu mir: „Wo ist denn aber der andere Herr?“

„Wer, Fräulein?“

„Ihr Freund; mein Gott! hat er sich geschlagen?“

„Nein, meine Damen, beruhigen Sie sich; er macht viel Lärmen, schlägt sich aber niemals . . . dieß ist nicht seine Art . . . er ist wahrscheinlich schlafen gegangen . . .“

„Ah, was sagen Sie! Nachdem er uns gezwungen hat, zu bleiben, um uns nach Haus zu begleiten? Das ist fast eben so unhöflich von ihm, als von meinem Vetter Alexander . . .“

„Hieraus lernen Sie, daß man auf die neuen Bekanntschaften eben so wenig rechnen kann, als auf die alten. Allein ich werde meinen Freund ersetzen,

welcher über dem Streit sein Versprechen vergessen haben wird.“

Die Gefährtin von Fräulein Charlotte sagte etwas leise zu mir: „Es thut uns sehr leid, daß wir Ihnen so viel Mühe machen.“

Dieses junge Frauenzimmer hat eine sanftere Stimme und ein schüchterneres Aussehen als seine Freundin; es ist die Blondine, welche nicht schielt, im Kaffeehaus ihre Kamerädin mit dem Fuße stieß, um sie zum Fortgehen zu veranlassen, und keinen Punsch annehmen wollte. Jedenfalls würde sie mir besser als die Andere gefallen, wenn ich unter den Beiden zu wählen hätte.

Ich führte diese Frauenzimmer nach der Chaussee zu, aber es war kein einziger Fiaker mehr da . . . ich werde sie zu Fuß heimbegleiten müssen, zudem ist es sehr nebelig, der Weg ist schlecht, wir sind im Monat Februar . . . es ist durchaus nicht mehr ergötzlich.

„Kein Gefährt mehr!“ sagte ich übelgelaunt.

„O, das ist uns einerlei,“ sagte die kleine Blondine, „wir machen den Weg eben so gut zu Fuß.“

„Ich für meinen Theil würde lieber fahren,“ sagte Jungfer Charlotte, „es ist viel angenehmer, zudem ist es ein furchtbar weiter Marsch von hier bis in unsere Wohnung!“

„Wo wohnen Sie?“

„Ich,“ sagte Charlotte, „wohne in der Straße aux fers, vor dem Markte des Innocens, und Ninie logirt in der Straße Aubry-le-Boucher, zwei Schritte davon.“

In dieses Viertel würde ich mich wegen einer Liebshaft nicht bemühen, ob es gleich dort eben so hübsche Frauenzimmer wie anderswo geben kann; allein ich liebe diesen Stadttheil, welcher die Hallen umgibt, nicht; es scheint mir, man athme dort beständig den Fleisch- und Fischgeruch ein. Wenn jedoch jene Dame mit dem weissenblauen Mantel dort wohnen und mir erlauben würde, sie zu besuchen... mit welchem Vergnügen würde ich dorthin rennen, wenn sie sogar in der Straße des Précheurs oder de la Huchette logiren würde! Allein es handelt sich nicht von jener Dame; ich muß die zwei Grisetten nach Hause begleiten, welche Herr Dubois mir angehängt hat.

„Wollen Sie gefälligst, Fräulein, jede einen Arm annehmen!“ Charlotte nimmt meinen rechten, Ninie meinen linken Arm, und nun schreite ich zwischen der Brünette und der Blondine nach dem Viertel des Innocens.

Es ist ganz natürlich, daß man auch gerne wissen möchte, mit wem man zu thun hat. Ich frage daher zuerst meine Dame zur Rechten, was sie treibe, und Charlotte, welche schon lange gerne zu reden wünschte, antwortet mir auf der Stelle: „Ich stricke Franssen und mache Shawlgarnituren und bin sehr geschickt... es ist schade, daß es nicht viel einträgt... fünf- undzwanzig Sous täglich, bisweilen dreißig, wenn man sich blind arbeiten will; ach, die Frauenzimmer haben viele Noth, ihr Brod zu verdienen... und dabei darf man sich nur selten ein wenig ergößen, was in

unserm Alter doch natürlich ist! Ich gestehe es offen, daß ich das Schauspiel und den Ball leidenschaftlich liebe... Ach! wenn ich meinem Beruf gefolgt wäre, so stünde ich jetzt auf dem Theater; ich würde die Prinzessinnen- oder Liebhaberinnen-Rollen spielen... man würde mich belorgnettiren, beklatschen, ich wäre prächtig gekleidet, und das wäre viel besser, als Fransen zu stricken! Nicht wahr, mein Herr?"

„Aber, Fräulein, man macht auf dem Theater nicht immer sein Glück; man darf nicht bloß sagen: ‚ich will Schauspielerin werden!‘ denn um zu triumphiren, muß man Talent haben, sonst wird man, anstatt beklatscht zu werden, wie Sie gerne zu wünschen scheinen, ausgezischt und ausgepiffen, was nicht so angenehm ist; bei dem Fransenfabriziren haben Sie dieß nicht zu befürchten.“

„O, ich hätte Talent gehabt, ich weiß es gewiß, ein Herr hat es mir oftmals gesagt.“

„Ihr Better Alexander?"

„Nein, Alexander ist ein Ebenist, zwar ein guter Kerl, aber dumm, und beschäftigt sich nur mit seinem Handwerke. Ich weiß gewiß, er hat uns deswegen nicht abgeholt, weil er in seiner Werkstätte noch zu arbeiten hatte... O! dieser Jüngling hat durchaus keine Lebensart. Der Herr, welcher mich talentvoll fand, war ein sehr angesehener Mann; er kannte alle Schauspieler des Melodrama's, die Verfasser ebenfalls, und trank mit ihnen Kaffee!..."

„Der Kukuk!..."

„Seine Bekanntschaften hätten mir vielleicht dazu

verholfen, aber er ist nach Lyon abgereist ... Das hat mir viel Kummer gemacht! Dann kannte ich einen Schreiber ... wie schön sang dieser Mann! ... gerade wie ein Bauderville; ich mußte mit ihm immer kleine Stücke zu Zwei singen ... wie nannte er es doch? ... ach! Octurnes, ja, so ... das machte mir viel Vergnügen! Ferner lehrte mich ein junger Unteroffizier, ein Freund meines Veters Alexander, die Töne dehnen ... ach Gott! wie schön zog er sie in die Länge! er hatte eine herrliche Schleifung; eben dieser sagte, ich halte die Note in der Höhe eben so fest, als die Sänger in der großen Oper, wohin er jedesmal ging, wenn er auf der Wache war. Dann habe ich gekannt ..."

Ich sehe voraus, daß Charlotte, welche der Punsch sehr gesprächig gemacht hat, alle Personen, die sie kennen gelernt hat, mir vorführen will, und befürchte, es dauere sehr lange. Ich will mich nun zu der kleinen Ninie, welche gar nichts gesagt hat, wenden und sie auch zum Schwätzen bringen, als in der Ecke der Straße Meslay, in die wir gerade kommen, ein Herr vor uns hinsteht und singt: „Komm, hübsche Dame, komm, ich harre Deiner längst! ...“ Es ist Dubois, welcher, uns erblickend, ausruft: „Ei nun, meine Geliebte, wo stecken Sie denn seit einer Stunde? ich suche Sie überall.“

„Was! das ist zu arg,“ sagte ich. „Du suchst uns seit einer Stunde ... warum bist Du verschwunden, als jene Herren und ich aus dem Kaffeehaus herausgekommen sind ... warum habe ich Dir umsonst ge-

rufen? Dubois, bei dieser Gelegenheit macht Dir Dein Betragen keine Ehre."

"Wie! was soll das sagen? ... was haben Sie denn gedacht? ... ich habe Sie verlassen, um Pistolen zu holen, weil ich keine Schlafhaube bin und die Sache nicht in die Länge ziehe; ich wollte mich auf der Stelle schlagen, und da ich hier in der Nähe einen Freund kenne, welcher Waffen hat, lief ich zu ihm, um sie zu entlehnen ... das scheint mir nicht das Benehmen eines Feiglings zu sein. In diesem Augenblick kehrte ich in das Kaffeehaus zurück, um meinen Gegner aufzusuchen ..."

"Das Kaffeehaus ist geschlossen, und Du wußtest sehr gut, daß man Deinetwegen nicht ausbleiben werde ... Wo sind denn diese Pistolen?"

"Ich will Ihnen gleich sagen, wie hinderlich es mir ging! Ich renne zuerst zu meinem Freund ... er wohnt in der Straße Saint-Martin, wohin ich gewiß keine drei Minuten gebraucht habe. Ich komme in seiner Wohnung an. Der Portier sagt zu mir: 'Er ist noch nicht nach Haus gekommen, kann aber nicht mehr lange ausbleiben.' Nun, so will ich auf ihn warten. Ich warte also, die Zeit vergeht, ich bekomme ein böses Blut! ... ich stampfte mit den Füßen. Nach einer guten Viertelstunde sagte der Dummkopf von Portier zu mir: 'Ah! ich erinnere mich jetzt, Ihr Freund ist auf den Ball gegangen, und wird ohne Zweifel außer dem Hause übernachten.' Sie können sich meinen Zorn denken; ich hatte Lust, den Schurken von Portier durchzuprügeln. End-

lich bin ich zurückgekommen, in der Hoffnung, meinen Gegner auf dem Boulevard zu treffen... Du sagst aber, er sei fortgegangen... Hat er Dir wenigstens seine Adresse gelassen?"

„Nein, er dachte, es sei nicht der Mühe werth.“

„Schon gut, ich erkenne ihn schon wieder!... ich werde ihm einige Worte an's Herz legen, wenn ich ihm begegne!... Für jetzt aber ist's aus, kein Wort mehr hievon!... Die Schönheit nimmt all unsere Zeit in Anspruch.“

„Ja, sprich kein Wort mehr hievon, ich glaube auch, daß Du nichts Besseres thun kannst.“

„Hoffentlich wirst Du mir eine von diesen Damen abtreten?“

„Mit viel Vergnügen!...“ Bei diesen Worten laß ich den Arm von Charlotte fahren, deren los zu sein ich mich durchaus nicht gräme; sie nimmt Dubois am Arm, indem sie zärtlich zu ihm sagt: „Ich hatte in der That große Furcht, Sie würden sich schlagen.“

„Sie sind zu liebenswürdig! man darf aber nie für mich fürchten, ich ziehe mich ehrenvoll aus allen Händeln. Ei, haben wir noch weit zu gehen?“

„Auf den marché des Innocens.“

„Herrliches Stadtviertel... prächtiger Brunnen; unter den Pfeilern, die ihn umgeben, habe ich des Abends oft Rendezvous gegeben; aber ein Gefährt scheint mir unerläßlich zu sein.“

„Wir haben keines getroffen.“

„O, wir werden schon auf eines stoßen... Hal-

ten Sie, dort unten steht ein Fiaker, so viel ich bemerke . . . hurtig."

Ich sehe Dubois mit Charlotte fortspringen und eile ihnen mit der kleinen Minie, mit der ich noch keine Zeit hatte, ein Gespräch anzufangen, hastig nach; wir kamen bei einem Fiaker, der vor einem Hausthor stand, an. Dubois tritt sich mit dem Kutscher.

"Du mußt fahren."

"Ich kann nicht."

"Ich sage Dir, Du fahrst."

"Ich sage Ihnen, daß ich gemiethet bin."

"Dieß ist nicht wahr."

"Doch."

"Wo ist die Person, welche Dich gemiethet hat? . . . Hole sie, damit sie mich davon überzeugt."

"Ah! Sie kommen mir schön! Seit wann holen die Kutscher in den Häusern die Leute zum Beweis, daß sie bestellt sind?"

"Ich will nichts von all' diesen Ausflüchten . . . Steigen Sie ein, meine Damen."

"Ich sage Ihnen, daß Sie nicht einsteigen. Befinde ich mich denn hier auf dem Fiakerplatz? Würde ich zu meinem Vergnügen nach Mitternacht vor einem Hausthor halten, wenn ich nicht bestellt wäre? . . ."

"Ei," sagte ich zu Dubois, "dieser Mann hat recht, Du hast kein Recht, ihn zu nehmen; es ist ganz umsonst, daß wir uns hier aufhalten."

"Umsonst . . . Ach, beim Henker! wenn ich diese Damen nicht bei mir hätte, so würde ich ihn schon vorwärts bringen. . . ."

„Schweigen Sie doch, Landsmann; Sie würden nichts thun!...“

„Du bist ein Schlingel!...“

„Sie sind ein Schlingel, daß Sie so schreien...“

„Ich schneide Dir die Ohren weg...“

„Bah! Sie schneiden mir nichts weg; Sie sind nicht so böse, als Sie aussehen!...“

Dieses Auftritts überdrüssig, setzte ich mit der kleinen Ninie den Weg fort, welche zitternd zu mir sagte: „Ach, mein Gott! werden sie sich schlagen?“

„Nein, haben Sie keine Angst, es hat keine Folgen!“

Nach einigen Minuten hat uns Dubois und seine Jungfer eingeholt. „Nun!“ sagte ich zu ihm.

„Ach, ich habe ihn zum Glück zurückgehalten!“ sagte Charlotte; „wenn ich nicht gewesen wäre, hätte er den Kutscher angepöckelt... Sie haben wirklich, mein Herr, ein sehr heißes Blut!... Sie gerathen auf der Stelle in Zorn und wollen sich schlagen!... Es ist etwas Schreckliches um einen solchen Mann.“

„Es ist wahr,“ entgegnet Dubois, „ich gestehe es, ich habe ein heißes Blut, es kocht mir auf der Stelle; ich habe mir schon hundert Mal vorgenommen, anders zu werden, aber ich bin ärger als je. Ich kann mich nicht überwältigen. Das geringste Wort, die unbedeutendste Sache bringt mich in Aufwallung!...“

„Als ich Dich zurückspringen sah,“ sagte ich zu Dubois, „glaubte ich, Du wollest irgendwo einen Degen suchen, um Dich mit dem Kutscher zu schlagen.“

Dubois gibt mir keine Antwort und entfernt sich von uns, ohne Zweifel, um mit Charlotte behaglicher reden zu können; ich meinerseits knüpfe mit Ninie ein Gespräch an.

„Arbeiten Sie auch in Shawlgarnituren?“

„Ja, ich treibe das nämliche Geschäft wie Charlotte.“

„Haben Sie auch, wie sie, Neigung zur Schauspielerkunst?“

„O nein, ich würde es nie wagen, auf einem Theater aufzutreten.“

„Sie würden es nicht wagen? Diese Furcht gefällt mir.“ Indessen hat sie es doch gewagt, sich von einem Manne, den sie nicht kennt, nach Hause begleiten zu lassen, und dieß verräth eben keine große Schüchternheit. Ich fuhr nun fort: „Sie logiren allein?“

„Ja, seit sechs Monaten.“

„Und zuvor?“

„Zuvor wohnte ich bei einer meiner Tanten... weil meine Eltern nicht von Paris sind, sondern auf dem Lande wohnen... Ich bin von Noisy-le-Sec, kennen Sie diesen Ort?“

„Ja, ich kenne Ihren Heimathort. Noisy-le-Sec ist ein ziemlich großes Dorf, wo einige sehr schön gebaute Häuser, eine kleine Kirche von ziemlich zierlicher Bauart und ein hübsches Schloß sich befinden.“

„Ganz recht.“

„O, ich kenne die Umgegend von Paris... Und was treiben Ihre Eltern in Noisy-le-Sec?“

„Es sind Bauersleute. Meine Tante ließ mich nach Paris kommen, erziehen und ein Geschäft lernen.“

„Warum haben Sie sie verlassen?“

„D'rum habe ich die Bekanntschaft von Charlotten gemacht ... und Charlotte, welche sehr viel Verstand besitzt, sagte zu mir, eine junge Person mache in Paris nie ihr Glück, so lange sie nicht ihr eigenes Zimmer bewohne. Sie begreifen nun wohl, daß ich Ideen gefaßt habe ... Charlotte nahm mich oft mit in's Theater, wohin ich zuvor fast nie ging. Wir unterhielten uns dort stets mit sehr liebenswürdigen jungen Leuten; anfangs wagte ich nicht, den Herren, welche ich nicht kannte, zu antworten, aber Charlotte hat mir immer gesagt, ich benehme mich so dumm, so einfältig, ich solle mit den Herren reden, dadurch gewöhne ich mich an den Weltton. Ich habe ihre Lehren befolgt, weil sie zu meinem Besten galten.“

„Ich sehe, daß Ihnen Charlotte in der That sehr guten Rath gegeben hat.“

„Sie hat, wie sie mir sagte, meine Ideen noch gesteigert; ehe ich sie kannte, hielt ich fünfundzwanzig Sous für einen sehr schönen Verdienst für ein junges Mädchen; aber Charlotte gab mir zu verstehen, daß dieß nicht hinreicht, daß man mit fünfundzwanzig Sous nicht oft in das Theater gehen, sich keine Ohrenringe kaufen, noch Modehauben tragen kann ... Ich berechnete dieß Alles nicht, bevor sie mich davon unterrichtete.“

„Hat sie Ihnen auch das Mittel gesagt, sich eine bequemere Lage zu verschaffen?“

„Sie sagte mir, alle braven jungen Mädchen müssen eine kleine Bekanntschaft haben, weil diese dann für sie bezahlt und ihnen ersetzt, woran sie Noth leiden . . . Sie hatte bereits fünf kleine Bekanntschaften gehabt, welche ihr alle Etwas eingebracht haben.“

„Sie haben Charlotte nachgeahmt?“

„O, ich . . . bin etwas ungeschickt, wie Charlotte sagt . . . Wenn mir ein junger Mann nicht gefällt, so kümmere ich mich auch wenig um seine Bekanntschaft.“

„Charlotte scheint von dieser Kleinigkeit keine Notiz zu nehmen?“

„Ich weiß nicht, wie es kommt, aber man gefällt ihr sogleich, wofern man gut gekleidet ist und sie bewirthe.“

„Sie ist wahrscheinlich sehr verliebt und hat einen guten Magen.“

„Mehrernals schon, als wir miteinander im Theater waren und Herren mit uns redeten, sagte ich leise zu Charlotte: ‚Dieser Mensch ekelt mich an, er ist häßlich, alt, mißfällt mir durchaus!‘ worauf sie mir stets antwortet: ‚Er hat einen sehr guten Ton, ich verstehe mich besser darauf als Du.‘“

„Nun, Sie haben sich doch in Ihrem Zimmer nicht mit dem Ertrag Ihrer Arbeit beholfen? . . . Sie hatten also Ersparnisse?“

„Nein, aber ich traf einen sehr liebenswürdigen jungen Mann, einen sehr wohlgefälligen, süßen, hübschen Jüngling; er bot sich mir an, mich aus dem Hause meiner Tante zu entführen, indem er sagte,

ich sei geboren, um in einem Palaste zu glänzen. Charlotte rieth mir, mich entführen zu lassen... Dieser junge Mann gefiel mir sehr... nun... ich... ich gab nach..."

"Ich verstehe wohl."

"Er hat mich in das Zimmer, das ich bewohne, im fünften Stock, Straße Aubry-le-Boucher, geführt."

"Der Teufel! der Palast scheint mir ziemlich hoch zu sein."

"Die Möbeln, welche von Mahagoniholz sein sollten, sind bloß nußbaumen; aber mein guter Freund hat mir gesagt, daß dieß moderner sei. Ich fand in meinem Zimmer bloß vier Sessel anstatt eines Duzends, wie er mir versprochen hatte; allein er sagte mir, daß wir, die wir nie mehr als zu vier auf einmal in meinem Zimmer seien, an vier Sesseln genug hätten."

"Das heißt räsonniren wie Diogenes."

"Diogenes?... o nein! er hieß Adolphy und hatte noch einen andern Namen, den er mir aber nie sagen wollte, weil er sich, wie er vorgab, dadurch eine Blöße geben könnte. Ich war mit meinem Zimmer, das ich prächtig fand, sehr zufrieden!... Charlotte sagte zu mir, es hätte besser sein können, sei indessen für den Anfang sauber genug."

"Und was haben Sie mit Herrn Adolphy gemacht?"

"Sechs Wochen lang hat er mich alle Tage besucht. Er führte mich manchmal in's Theater und dinirte mit mir in der Stadt, aber wir fuhren bloß

aus und gingen nur in vergitterte Logen... o, das war sehr unterhaltend, und Charlotte sagte zu mir, ich sei glücklich! Aber nach dieser Zeit kam er seltener; er führte mich später nirgends mehr hin; endlich kündigte er mir eines Morgens an, er müsse nach England, wohin ihn seine Geschäfte riefen, abreisen; er fügte jedoch hinzu, er werde so bald als möglich wiederkommen und mich nach seiner Rückkehr vielleicht heirathen, wenn ich mich sittsam betragen hätte."

"Seine Abreise hat Ihnen ohne Zweifel viel Kummer verursacht?"

"Ja, im Anfang... nachher suchte ich mich zu zerstreuen; Charlotte hat mich von Neuem in das Theater geführt."

"Und das, was Ihnen Herr Adolphey anempfohlen... haben Sie es vergessen?"

"Charlotte bedeutete mir, dieß seien Thorheiten, die Herren sagen alle das Nämliche; man habe ihr schon fünfzig Mal versprochen, man werde wiederkommen und sie heirathen, es sei aber nie Einer zurückgekommen; endlich rieth sie mir, indessen eine andere Bekanntschaft zu machen, sie aber aufzugeben, wenn Adolphey zurückkehrte."

"Jungfer Charlotte hat sehr gute Grundsätze! Und Sie haben Ihrem Rathe gefolgt?"

"Bis jetzt nicht, denn ich traf noch Niemand, der mir gefallen hätte; und wenn gleich Charlotte behauptet, man unterhalte sich viel besser mit einem Manne, den man nicht liebt, so bin ich doch nicht

ihrer Ansicht und ich will bloß mit Jemand, den ich liebe, ein Verhältniß anknüpfen.“

Das Geplauder der kleinen Ninie hat viel Interesse für mich; dieses junge Mädchen wäre vielleicht immer züchtig geblieben, wenn sie die Bekanntschaft mit Charlotte nicht gemacht hätte, welche mir als eine sehr unsittliche Person vorkommt. Es liegt in dem Tone der Ninie, in ihrer Ausdrucksweise etwas Naives, welches Freimüthigkeit und Offenheit verräth. Vielleicht ist dieß Alles bloß einstudirt; in Paris weiß man sehr gut allerlei Saiten aufzuziehen, alle möglichen Manieren zu erkünsteln! Man muß dort vor solchen einfachen Mittheilungen auf der Hut sein, welche bisweilen bloß das Resultat kluger Berechnung und ausschweifender Lebensweise sind. In der Schule der Jungfer Charlotte kann man, wie ich glaube, Vielerlei lernen. Indessen ist diese kleine Ninie noch sehr jung, höchstens achtzehn Jahre alt... es wäre schade, ihr so viel Falschheit beizumessen. Es lag in der Erzählung, welche sie mir gerade mitgetheilt hatte, viel Natürliches.

Wir befinden uns oben in der Straße Saint-Martin. Dubois und Jungfer Charlotte sind seit einiger Zeit immer etliche zehn Schritte vor uns, wir hören sie jedoch lachen; ihre Unterhaltung scheint sehr lebhaft, Dubois geberdet sich, wie gewöhnlich, sehr stark. Seine gebückte Stellung läßt mich vermuthen, daß er die Hand seiner Gefährtin zärtlich drückt, und Charlotte stößt ein so lautes Gelächter aus, daß es alle Hunde der Nachbarschaft aufwecken

könnte. Plötzlich dreht sich Dubois gegen uns um und ruft uns zu: „Se da, ihr geht wie die Schnecken, aber ich sehe nicht ein, warum wir warten sollen, da diese zärtlichen Freundinnen nicht zusammenwohnen. Nun, gute Nacht, viel Vergnügen... Die Innocens rufen uns; morgen werde ich Dich im Verlaufe des Tages besuchen, Deligny... Wir werden mit einander zu Mittag speisen...“

„Charlotte!... Charlotte!...“ schreit die kleine Blondine ihrer Freundin, „Du hattest mir versprochen, mich bis an meine Thüre zu begleiten.“

Charlotte geht flüchtig mit Dubois fort, während sie kurz antwortet: „Gute Nacht, gute Nacht!...“ Bald verlieren wir sie aus dem Gesicht und ich bin allein mit Jungfer Ninie.

„Charlotte macht es immer so!“ sagte das junge Mädchen mit böser Miene. „Sie läßt mich da bei Jemand zurück, den ich fast nicht kenne...“

„Und vielleicht bei Jemand, der Ihnen mißfällt?“

Bei diesen Worten glaube ich den Arm der Kleinen ziemlich zärtlich an mich gedrückt zu haben.

Das junge Mädchen ist eine Zeitlang stille; endlich sagte sie ziemlich leise: „Nein, mein Herr, ich sage nicht, daß Sie mir mißfallen... im Gegentheil...“

Nun einmal ein ‚Im Gegentheil‘, welches mir so viel zu bedeuten scheint, als das ‚Nester‘ der Kleinen Danaiden.

Wir setzen unsern Weg fort und kommen eben in

der Straße Aubry-le-Boucher, einer schmutzigen, häßlichen Straße an, deren Häuser nichts Anmuthiges haben, die aber sehr bevölkert und sehr besucht ist und durch die fast die ganze Nacht hindurch Waarenwägen nach der Halle fahren, was für die, welche gerne ruhig schlafen möchten, äußerst angenehm sein muß. In diesem Viertel muß man aber einen harten Schlaf haben.

Ich lasse mir durch Jungfer Ninie den Weg zeigen, welche, etwa mitten in der Straße vor einem an der obern Hälfte vergitterten Alleenthor stehen bleibend, zu mir sagt: „Hier ist es, mein Herr.“

„Ah! hier wohnen Sie?“

„Ja, mein Herr, im fünften Stockwerk vornen heraus, die Thüre im Hintergrund des Ganges.“

„Sie haben doch den Schlüssel zu diesem Thor?“

„Nein, aber es wohnt ein Portier im Halbgeschoss, er wird mir öffnen, sobald ich klopfe. O, das ist ein ganz sicheres und sehr ehrbares Haus. Ich danke Ihnen für Ihre Mühe und wünsche Ihnen gute Nacht.“

Die Kleine klopfte, ich halte sie an der Hand mit den Worten: „Werde ich Sie wohl nicht mehr sehen?“

„Doch, wenn es Ihnen Vergnügen macht.“

„Und Sie, werden Sie mich gütigst aufnehmen?“

„Aber... ich glaube wohl.“

„Nun, ich werde Sie morgen besuchen; sind Sie unter Tags zu Hause?“

„Ja wohl, ich arbeite den ganzen Tag, ich gehe fast nie aus.“

„Auf Wiedersehen, wenn dieß der Fall ist... Ei, nach welchem Namen darf ich fragen, denn Sie heißen ohne Zweifel anders als Ninie?“

„Ich heiße Fanny; man nennt mich Ninie, weil dieß hübscher ist... Wollen Sie nach Fräulein Boiffard oder Fanny Boiffard fragen, wie Sie wollen. Uebrigens sage ich Ihnen, daß mein Zimmer im fünften Stock im Hintergrund des Ganges ist und ich werde Ihnen das Thor öffnen.“

„Es bleibt dabei... bis morgen... darf ich Ihnen einstweilen nicht einen Kuß geben?“

„Aber... doch, mein Herr.“

Die Kleine nähert mir ihr Gesicht und läßt sich herzlich gerne küssen, dann klopft sie, man öffnet ihr, sie geht hin und reicht mir noch durch das Gitter die Hand mit den Worten: „Bis auf Wiedersehen!“

Nun habe ich doch ein Liebesband mit einer Grisette geschlossen, welcher ich den Arm nicht geben wollte. Der verfluchte Dubois ist an all dem Schuld. Da sieht man, wohin man durch die schlechten Bekanntschaften geschleppt wird: sie verderben die jungen Leute beiderlei Geschlechts... Aber diese kleine Ninie ist artiger, als sie mir anfangs geschienen hatte; im Grund kann ich sie besuchen oder nicht. Dieß ist bloß ein Scherz ohne Bedeutung, nichts bindet mich an dieses junge Mädchen... Ich kann sie sogar aus bloßer Neugierde, ohne weitere Folgen, besuchen!... Nun wollen wir aber schlafen gehen; morgen wird es Tag werden.

## Viertes Kapitel.

Senneville, Solivet und ich.

Ich habe zwar wohl schon gesagt, daß ich in der Vorstadt Poissonnière wohne, man wird aber auch gerne wissen wollen, was ich dort treibe, ob ich ein Rentier, Künstler oder Handelsmann bin, denn immerhin muß man wissen, mit wem man zu thun hat.

Ach! ich thue eigentlich gar nichts, eben nicht aus Faulheit, nein, denn ich habe mich schon in einige Unternehmungen eingelassen; aber ich habe immer mein Geld und meine Zeit verloren, sei es, daß ich es ungeschickt angegriffen oder meine Associés sich zu gut dabei befunden haben. Man versichert indessen, daß ich kein Dummkopf sei; einige behaupten sogar, daß ich Geist besitze, weil ich ein Verschen leicht reime und ziemlich geschmackvoll singe... Es gehört nicht viel dazu, in der Welt für geistvoll zu gelten! überhaupt gehört es zur Höflichkeit, die Leute, welche uns unterhalten, liebenswürdig zu finden. Ich sah in einer Gesellschaft einen Herrn, den alle Damen allerliebft fanden, weil er sie im Augenblick zu silhouettiren verstand; wenn aber dieser arme Mann seine Scheere nicht bei sich hatte, so blieb er in einer Ecke sitzen und sprach den ganzen Abend kein Wort. Man bemerkte sofort, daß er bloß für das Ausschneiden Talent besitze.

Im Uebrigen sind die Leute, welche am leichtesten Geld zu verdienen wissen, eben nicht die geistreichsten; jeder Tag liefert uns Beweise vom Gegen-

theil, und die Geschichte lehrt uns, daß es jederzeit so war. Homer, arm und blind, wanderte von Stadt zu Stadt und sagte seine Verse her, um sein Leben zu fristen; Plautus verdiente sein Brod mit Mühlstein-Treiben; Silander verkaufte um etwas Suppe seine Bemerkungen über Cassius; Agrippa beschloß sein Leben im Spital; Michael Cervantes soll Hungers gestorben sein; Paul Borghese, ein italienischer Dichter, welcher ein befreites Jerusalem verfaßt hat, verstand vierzehn Metiers und hatte keinen Lebensunterhalt; der Cardinal Bentivoglio, die Zierde Italiens und der schönen Künste, der Wohlthäter aller Unglücklichen, mußte in seinem Alter seinen Palast verkaufen, um seine Schulden zu bezahlen, und starb, ohne die nöthigen Mittel zu seiner Beerdigung zu hinterlassen; André Duchesne, ein gelehrter französischer Geschichtschreiber, Bauge- las, de l'Étoile sind in der größten Dürftigkeit gestorben; und Tasso, der aus Mangel an Geld kein Licht kaufen konnte, mußte, um bei Nacht zu schreiben, seine Kasse bitten, ihm das Licht ihrer Augen zu leihen.

Ich muß jedoch zugeben, daß heutzutage die Schriftsteller vom Glücke mehr begünstigt sind, aus ihren Produkten einen bessern Gewinn ziehen, und um bei Nacht zu schreiben, keiner Kassenaugen bedürfen, was mir ziemlich unbequem zu sein scheint, obwohl man mit Lichtpußen verschont wird.

Das ist aber ein langer Abschweif, um darauf zu kommen, daß ich Paul Deligny heiße, daß mein

Vater, ein guter Landphilister und mein einzig noch lebender Verwandter, ein kleines Haus in der Gegend von Chartres bewohnt und dort glücklich und ruhig mit seinen dreitausend Livres Renten, seinem Garten, seinem Jagdhunde, seiner Angel, seiner Magd, seiner Flasche und seinen Nachbarn lebt. Nachdem er mich in einem Pariser Colleg hatte studiren und eine ziemlich gute Erziehung genießen lassen, gab er mir mit einundzwanzig Jahren mein mütterliches Vermögen und ließ mich unumschränkt schalten und walten, weil ich damals so gesetzt aussah, daß er mich für gar nicht fähig hielt, Thorheiten zu begehen. Dieser gute Vater!... Er hält mich immer für ordentlich, sparsam, vorsichtig... Ich machte mich in Paris ansäßig, was er sehr natürlich fand, weil diese große Stadt der Mittelpunkt der Geschäfte und der Vergnügungen ist. Mein mütterliches Vermögen belief sich auf zweimalhunderttausend Franken, was mir gute zehntausend Livres Renten eintrug. Das erste Drittel vergeudete ich mit meinen Maitressen und Freunden; um dieses Drittel wieder zu gewinnen, wollte ich mich in Speculationen einlassen und zu Unternehmungen associren, bin aber bis auf mein letztes Drittel zurückgekommen, mit welchem ich, wie ich glaube, wohl daran thun werde, nicht mehr nach den zwei ersten zu jagen. Seit sechs Jahren übrigens, während ich in Paris wohne und Herr meines Vermögens bin, weiß mein Vater nicht, wie sehr es abgenommen hat, er kommt nie nach Paris, während ich ihn in seiner friedlichen Einsamkeit be-

suche, und wenn er mich fragt, wie die Geschäfte gehen, so antworte ich ihm immer: sehr gut. Ich wette, er glaubt gegenwärtig, meine Kapitale haben sich um das Doppelte vermehrt! Ist es nicht besser, ihn auf diesem Glauben zu lassen, als ihm die Wahrheit zu sagen? Wenn ich ihn nicht getäuscht hätte, wäre er schon sechs Jahre wegen meiner in Sorgen; anstatt dessen lebt er zufrieden und ruhig über das Schicksal seines Sohnes. Ich habe also wohl daran gethan, zu lügen; eine Lüge, welche Andere beglückt, ist zu entschuldigen. Es ist nur schade, daß man sich nicht selbst anlügen kann.

Es bleiben mir etwa dreitausendsechshundert Livres Renten; kann ein Junggefelle hiemit nicht glücklich leben? Ja, wenn er verständig, sparsam lebt, was aber, wie ich bereits gesagt habe, meine schwache Seite ist. Man gewöhnt sich so leicht an das Geldverschwenden, und entwöhnt sich dessen so schwer! Thut nichts, ich werde mich einschränken und am Ende eine gute Heirath treffen; dann gute Nacht, Thorheiten, Liebchaften, Gelage! Einverheiratheter Mann muß beständig auf Sparsamkeit sehen und das Geld nie dem Vergnügen aufopfern. Das ist zwar für seine Frau nicht gar ergöpflich, aber wir haben uns ja ledig erlustigt, und daran ist's genug.

Ich bin gerade vom Bett aufgestanden, es ist etwa zehn Uhr, ganz in der Ordnung: ein Mann, der von seinen Renten lebt, kann spät aufstehen, wenn es ihn freut; überdieß kann man im Bett eben so gut über die Vorfälle des vorigen Tages und

darüber, was man den Tag über thun will, nachdenken. Ich muß über unser gestriges Abenteuer, über den Streit Dubois' und über die beiden Grisetten, welche er mir angehängt hat, lachen. Da mir gerade die Grisetten einfallen, soll ich jene kleine Ninie besuchen? . . . Sie ist hübsch, hat viel Naives in ihren Reden und Benehmen; ja sie ist eine Perle gegenüber von Charlotte. Aber warum soll ich dieses junge Mädchen wiedersehen? . . . Ich bin wahrhaftig nicht in sie verliebt, wozu ihr es weiß machen? Ich weiß wohl, man braucht in eine Maitresse nicht sehr verliebt zu sein. Wenn man sehr verliebt ist, ist man nothwendig eifersüchtig: Furcht, Argwohn, Zank sind die Folgen, man lebt nicht glücklich, während man mit einer Frau, welche man vernünftig liebt, d. h. nicht gar sehr, wofern sie bei unserm Anblick nur zufrieden scheint, und beim Abschied ‚auf morgen!‘ zu uns sagt, immer auf dem besten Fuße steht und sich nicht darüber beunruhigt, was sie in unserer Abwesenheit thun kann; das heiße ich philosophisch lieben.

Soll ich aber die kleine Ninie zu meiner Maitresse machen? Nein, ich könnte sie zufälliger Weise wohl in das Theater oder in eine Restauration führen, müßte ihr aber vorher Hut und Shawl kaufen! . . . Es nimmt kein Ende: man wählt sich eine Grisette aus Sparsamkeit und muß ihr alle Tage etwas geben. Ich besuche also unter keinen Umständen Fanny Boiffard, und wiewohl seit einiger Zeit mein Herz frei ist, obgleich ich mit meiner letzten Maitresse ab-

gebrochen habe und die früheren ganz kalt ansehe, so werde ich doch kein neues Verhältniß anknüpfen. Zudem empfinde ich einen gewissen Widerwillen in mir, auf eine Liebchaft in der Straße Aubry-le-Boucher einzugehen... Ah! wenn ich jene Dame mit dem veilchenblauen Mantel kennen gelernt hätte! Was für ein Unterschied!... Welche hübsche Haltung, welches vornehmes Benehmen, welcher Ausdruck in jenem Blick, der einen Augenblick mir galt!... Jenes Frauenzimmer hat Erziehung genossen und ist, ich wollte wetten, geistreich. Ihre Unterhaltung muß allerliebft sein... dieß ist von großem Werth bei einer Freundin und von noch größerem bei einer Maitresse, denn man kann nicht immer verliebt thun und die Worte aus dem hübschesten Munde: „Ich liebe Dich, ich bete Dich an!“ werden am Ende eifilbig, wenn sie nicht durch eine andere Unterhaltung unterbrochen werden. Was Ninie betrifft, so kann ihre naive Ausdrucksweise einen Augenblick gefallen, aber sie hat dann und wann pöbelhafte Worte nach Art der Jungfer Charlotte entschlüpfen lassen, was unter vier Augen angehen mag, vor einer Gesellschaft aber sehr anstoßen würde.

Ich hatte eben gefrühstückt, als ich an meiner Thüre läuten hörte; meine Dienerin öffnet, worauf Jenneville eintritt.

Jenneville ist ein Mann von sechs- bis sieben- undzwanzig Jahren, groß, schön gewachsen und hat eine hübsche Haltung. Seine Züge sind angenehm, sein anmuthiges Lächeln macht eine Reihe der schön-

sten Zähne sichtbar, ein Wald blonder, von Natur gelockter Haare überschattet eine Stirne, die nicht ohne edlen Ausdruck ist. Indessen liegt in seiner Physiognomie etwas Sorgloses, welches von wenig Gefühl zeugt, und etwas Anspruchvolles, das zu viel Eigenliebe verräth; endlich scheint, obwohl sein Anzug immer sehr gewählt ist, doch die Nachlässigkeit, die in seinem Betragen und in seinem ganzen Aeußern herrscht, seiner Toilette sich mitgetheilt zu haben, welche, wenn sie ohne Sorgfalt gemacht wird, einen Mann zu erkennen gibt, der sich für vergewissert hält, zu gefallen, ohne sich deshalb die geringste Mühe geben zu dürfen. Uebrigens hat Jenneville einen guten Geschmack, er hat Geist und weiß, obgleich seine Grundsätze sehr locker sind, seine Ansichten so darzustellen, daß man ihm das Unaufrichtige daran gerne verzeiht.

Ich kenne Jenneville erst seit drei Monaten, wir leben aber schon wie alte Freunde miteinander. Wenn man mir Freundschaft erzeugt und ein mir wohlgefälliges Aeußeres hat, so befreunde ich mich leicht, vielleicht nur zu leicht!... Aber ich weiß, daß Jenneville von einer achtbaren Familie abstammt, er hat, so viel ich glaube, zwölftausend Franken Renten; seinem Lebenswandel und seiner Sucht nach Vergnügen und Veränderung gemäß befürchte ich, sein Vermögen werde für ihn nicht hinreichen. Er hatte sich, wie ich hörte, mit einer Frau, welche eben so viel Vermögen als er besaß und die er anbetete, verheirathet; sie konnten aber nach zweijährigem Ehestand

sich nicht mehr miteinander vertragen, und Jenneville steht seit acht Monaten wieder auf Junggesellenfuß; dieß habe ich wenigstens sagen gehört, denn über Familien- und eheliche Verhältnisse erlaube ich mir nie eine Frage und weiche sogar oft der Anvertraung eines Geheimnisses aus. Ich habe Jenneville in der Gesellschaft getroffen, unser Geschmack für die Vergnügungen und eine gewisse Gleichheit unserer Launen hat uns näher verbunden, und selten vergeht nun ein Tag, ohne daß wir uns sehen.

„Guten Morgen, mein lieber Deligny,“ sagte Jenneville zu mir, die Hand mir reichend; „gestern haben Sie unserm Diner im Cadran-Bleu nicht angewohnt. Ach! das ist nicht schön, ich bin sehr böse über Sie; sagen Sie mir, warum Sie es nicht mit Ihrer Gegenwart beehrt haben? Irgend ein Rendez-vous, ein Liebeshandel, ich weite, war Schuld daran, denn Sie wechseln, wie ich, gerne mit Ihren Eroberungen.“

„Nicht so sehr wie Sie, mein lieber Jenneville; in dieser Beziehung, glaube ich, sind Sie mir überlegen. Ich bin empfindsam, ich erglühe, ich liebe leidenschaftlich; dieß dauert zwar nie lange, aber gleichviel, so oft ich verliebt werde, bilde ich mir ein, es dauere ewig!“

„Meiner Treu, Freund, wir dürfen uns wohl lustige Tage machen!... Wir sind noch jung, uns steht Alles zu Gebot, womit man gefallen, verführen kann... warum sollten wir unsere Vortheile nicht benützen? Die Zeit verstreicht so schnell!...“

Namentlich, mein Freund, heirathen Sie nicht! ... Ach! begehen Sie diese Thorheit nicht, warten Sie damit, bis sie achtundvierzig Jahre alt sind... bis Sie ruhiger, gelassener werden..."

„Wenn ich aber so lange warte, wie werde ich mir schmeicheln dürfen, die Liebe eines jungen Frauenzimmers zu gewinnen? und nach meiner Ansicht muß man, um in glücklicher Ehe zu leben, gleiches Alter, gleiche Gemüthsart und gleichen Geschmack haben, kurz, man muß sich gegenseitig lieben.“

„O nein, mein Freund, machen Sie sich keine solche Grillen! Ich war auch Ihres Glaubens; ich habe mich, vierundzwanzig Jahre alt, mit einem Frauenzimmer verheirathet, welches ich anbetete und das mich, wie es sagte, ebenfalls anbetete; sie war zwanzig Jahre alt... die Altersgleichheit war also da. Aber gleich anfangs wußte ich mir nicht zu erklären, warum ich sie geliebt hatte, denn sie besaß nichts Liebenswürdigen, ein Aeußeres... meiner Treu', so ausdruckslos, daß man nichts, weder Gutes noch Schlechtes, darüber sagen kann. Zuerst hatte ich sie für geistreich gehalten... allein sie war es nicht; ihre Gemüthsart schien mir ebenfalls gut... wie sehr hatte ich mich getäuscht! Nach kaum einjähriger Ehe habe ich wahrgenommen, daß sie widerwärtig, maulhängerisch, eifersüchtig ist, furchtbar abstoßend und sehr gefallsüchtig, dabei eine leidenschaftliche Liebhaberin der Vergnügungen! Meine Frau wollte mich auf den Ball, in die Theater begleiten, ich hätte sie unaufhörlich an meinen Arm hängen sollen.

Denken Sie, mein Lieber, wie ekelhaft dieß war; und wenn ich mich dagegen sträubte, gab es ein Geschrei, Geheul, Nervenanfalle, kurz Auftritte . . . zum Henker, es war unmöglich mehr zum Aushalten. Ich erfuhr auch, daß sie, wenn ich nicht zu Hause war, ein junger Vetter in der Regel besucht hat, welcher sich bei dem Portier nach der Zeit meines Ausgangs erkundigte, um mich nicht zu treffen . . . Sie sehen wohl ein, mein Freund, daß ich dieß nicht ertragen konnte, und zwar nicht, weil meine Frau mir untreu gewesen ist, sondern weil sie sich dessen zu verdächtig gemacht hat; und überzeugt, nicht länger miteinander leben zu können, haben wir uns ohne auffallenden Lärm und ohne Prozeß getrennt, wie man es von Leuten von Stand erwarten kann. Meine Frau hat ihr Vermögen, ich das meinige, sie wohnt ich weiß nicht wo; es kümmert mich wenig, ich werde sie nicht holen, denn seitdem ich wieder ledig bin, bin ich der glücklichste Mensch auf der Welt, und das Leben ist für mich eine ununterbrochene Reihe von Lust und Freude.“

„Wenn man nicht mehr miteinander leben kann, so thut man freilich am Besten daran, sich zu trennen, und wenn Ihre Frau wirklich so ist, wie Sie mir sie so eben geschildert haben . . .“

„O, noch viel schlimmer! . . . ich habe ihr noch geschmeichelt; wir wollen aber dieses Kapitel ruhen lassen und von meiner Frau nicht mehr reden, denn ich habe sie nicht verlassen, um mich ferner mit ihr zu beschäftigen. Sie haben mir immer noch nicht gesagt,

was Sie von unserem gestrigen Mittagessen abhielt!“

„Ich hatte von meinem Vater einen Brief erhalten, worin er mir einige dringende Aufträge gab; ich wurde zu lange damit hingehalten, als daß ich mich beim Rendezvous einfinden konnte.“

„Ich bin jetzt nicht mehr auf Sie böse, mein Freund, es ist ganz in der Ordnung und Pflicht eines Sohnes, vor allem Andern die Wünsche eines Vaters zu erfüllen... Sie sind sehr glücklich, noch einen Vater zu haben, der meinige ist drei Monate nach meiner Heirath gestorben, an welcher er theilweise Schuld war... Er wollte mein Glück gründen... der arme, liebe Mann... glücklicher Weise war er nicht Zeuge der süßen Folgen dieses Hymens!... Ihr Vater wohnt auf dem Lande?“

„Ja, in der Umgebung von Chartres. Wenn die Jahreszeit schöner wird, bin ich Willens, ihn zu besuchen.“

„Ich will Sie begleiten, lieber Deligny, es würde mir ein großes Vergnügen sein, die Bekanntschaft Ihres Herrn Vaters zu machen; ferner wäre ein kurzer Aufenthalt auf dem Lande meiner Gesundheit sehr zuträglich.“

„Sie werden einen braven, offenherzigen, schlichten, in seinem Benehmen und seiner Lebensweise höchst einfachen Landbewohner sehen.“

„Er darf stolz auf einen Sohn sein, den man in guter Gesellschaft sieht und wegen seines feinen Benehmens, seines Geistes und seiner unterhaltenden Talente rühmt.“

„Mein lieber Jenneville, ich habe Ihnen so eben gesagt, daß mein Vater auf seines Betragen sehr wenig hält, und ich zweifle, ob er auf seinen Sohn stolz sein darf, der vor sechs Jahren zehntausend Franken Renten besaß und nun auf das Drittel dieser Summe zurückgebracht ist.“

„Zum Kukuk! lieber Deligny, liegt an uns die Schuld, daß die Freuden genüsse so viel Geld kosten? Mir geht es wie Ihnen: ich finde auch, daß dieß Teufelsgeld im Fluge abnimmt... Ich habe indessen seit einiger Zeit meine Ausgaben sparsamer eingerichtet... Ich mache weniger dumme Streiche; sobald mir früher eine kleine Brünette gefiel, unterhielt ich sie in Kost und Wohnung, die ich kostbar möblirte... Diesen Jüngferchen gefällt das so sehr; aber all' dieß kostet Geld... O, jetzt sehe ich es ein! Wenn mir wieder Etwas der Art im Kopf kommt, verschwende ich, meiner Treu', mein Geld nicht mehr in Mahagonimöbel; nußbaumene sind gut genug für eine so kurze, vierzehntägige Liebchaft. Zudem ist es sehr unangenehm, immer rechnen... knausern... und doch sehen zu müssen, daß trotzdem unser Vermögen abnimmt... Es ist eine Freude, so reich zu sein, daß man sich nichts versagen darf... Wir sollten, mein lieber Deligny, ein Mittel finden, unser noch übriges Vermögen um das Dreifache zu erhöhen.“

„Ich habe bereits Spekulationen versucht, war aber nicht glücklich damit.“

„Sie sind in der nämlichen Lage wie ich. Sie

verstehen sich nicht viel auf den Gang der Geschäfte; wenn man sich aber mit einem einsichtsvollen, reichen Mann associiren würde... Nehmen Sie an, jener lustige Blagnard, den Sie bei mir gesehen haben, behauptet, es sei nichts leichter, als reich zu werden; vor zwei Jahren hatte er keinen Heller im Vermögen, nun besitzt er ein Cabriolet, gibt kostspielige Diners, lebt wie ein Fürst... Er hat mir bereits angeboten, mich an einer seiner Unternehmungen Theil nehmen zu lassen, und wenn Sie es wünschen, wird er Sie auch dabei betheiligen."

"Wir wollen sehen... vor Allem müßte ich mich versichern. Sind diese Leute, welche so schnell reich werden, auch solid?"

"O! mein Freund, da ist nicht die geringste Gefahr... Ein Mann von so ungeheurem Aufwand muß auch Geld haben, um ihn machen zu können."

"Bisweilen geschieht dieß auf Kosten der Andern. Wir wollen übrigens sehen... Ihr Herr Blagnard gefällt mir nicht gar sehr; er sieht so süß aus, benimmt sich so schmeichlerisch... All' dieß riecht so nach Falschheit; ich weiß jedoch wohl, daß man nicht nach dem äußern Anschein urtheilen darf."

Unser Gespräch wurde durch die Ankunft eines andern meiner Freunde, Namens Solivet, unterbrochen. Dieser ist mein Schulkamerade gewesen; wir haben später unsere Bekanntschaft fortgesetzt, obwohl wir ziemlich verschiedener Sinnesart sind. Solivet steht in dem Rufe eines geordneten, artigen Mannes, er macht wenigstens bloß Lustparthieen mit,

wenn es ihn nichts kostet. Er ist sehr häuslich, und treibt vielleicht diese Tugend zu weit: Einige versichern, daß er ein larter, schmutziger Filz ist; ich selbst habe wohl auch wahrgenommen, daß er, wenn man einen Piquet mit ihm macht, immer die Andern seine Zechen zahlen läßt, und wenn man mit ihm in das Theater geht, er bittet, ein Billet für ihn zu nehmen, aber nie daran denkt, den Betrag hiefür wieder zu erstatten; ebenso macht er es im Kaffeehause und wenn man mit ihm fährt. Ich habe dieß für Bergeßlichkeit gehalten, aber man versichert, daß Zolivet klug berechnet und umsonst zu trinken, zu essen und sich zu belustigen sucht; er steht indessen gut, wird einmal sehr reich und doch beklagt er sich bisweilen über Noth. Ich sehe ein, daß wir bei Kleinigkeiten unsern Charakter gründlich zu erkennen geben: ein Mann weiß sich vielleicht wohl in einer bedeutenden Angelegenheit anständig zu benehmen, denn er sieht ein, daß man ihn bei unordentlichen Handlungen bemerken würde, aber in unbedeutenden Sachen beobachtet er nicht immer den Anstand, weil er denkt, man achte nicht darauf. Man kann also das Herz der Menschen am Besten nach den scheinbar geringfügigsten Sachen beurtheilen.

Ungeachtet dieser kleinen Fehler ist Zolivet ein ziemlich guter Kerl; nicht groß, noch klein, nicht schön, noch häßlich, macht er sich bloß durch seinen starken Appetit bemerklich. Man geht gerne mit ihm um, obwohl er durchaus nicht geistvoll und ebenfowenig

aufgereimt ist; aber er thut Alles, was man will, und solche Leute sind in der Gesellschaft willkommen.

„Guten Tag, meine Herren,“ sagte Jolivet, während er seine Hände rieb und sich zu wärmen suchte. „Ach! es ist heute Morgen sehr kalt . . . das Holz wird aufschlagen. Hast Du schon gefrühstückt, Paul?“

„Aufzuwarten, warum? . . .“

„Ah! . . . darum.“

„Wolltest Du mit mir frühstücken?“

„Nein . . . wenn Du aber noch nicht gefrühstückt hättest . . . hätte ich vielleicht können . . .“

„Soll ich Dir Etwas bringen lassen?“

„Meiner Treu', ich wende nichts dagegen ein, es fällt mir gerade bei, ich bin sehr pressirt, habe noch fünf Ausgänge zu machen und die Zeit ist zu kurz, als daß ich zum Frühstück nach Haus gehen könnte . . . aber zu mir nehmen kann ich fast nichts, nur ganz wenig, eine Omelette . . .“

Ich rufe meiner Haushälterin: man stellt etwas von einer Pastete, Geflügel, Rahmkäse, Confekt und Wein auf. Jolivet setzt sich an den Tisch mit den Worten: „Das ist viel zu viel . . . es hungert mich diesen Morgen nicht gar sehr . . . wir haben gestern im Cadran-Bleu so herrlich dinirt! . . . Ei, Herr Jenneville, denken Sie noch an den Lendenbraten mit Trüffeln?“

Ah! Du warst auch bei dem Diner im Cadran-Bleu, Jolivet?“

„Freilich, Herr Jenneville hatte die Güte, mich einzuladen. Dubois war auch dabei.“

„Ich weiß es, ich habe ihn Abends im Theater de la Gaité gesehen.“

„Ah! Sie waren in la Gaité, meine Herren; was gab man für ein Stück?“

„Ein neues Melodrama.“

„Ich habe dort nie eine Contremarque kaufen können.“

„Ich war auch Willens, Dubois dahin zu begleiten,“ sagte Jenneville, „aber ein Briefchen, das ich erhielt, hatte mein Vorhaben geändert.“

„Ich wollte wetten, ein Liebesbriefchen!“ rief Jolivet, während er das Geflügelstückchen verschlang.

„Sicherlich, meine Herren, und zwar von einem göttlichen Frauenzimmer!... O! es verdient wohl, daß man ihm Opfer bringt!... Zudem habe ich diese Dame noch nicht ganz gewonnen, Sie sehen also wohl ein, daß ich nichts versäumen darf, zum Zwecke zu kommen.“

„Das ist richtig,“ sagte Jolivet, „erst dann, wenn sie Alles für uns gethan haben, dürfen wir uns nicht mehr geniren...“

„Was ist es für ein Frauenzimmer?“

„Vom besten Schlag!... es bezaubert nicht bloß durch sein Aeußeres, sondern hat zudem einen köstlichen Wuchs, entzückende Formen, Anmuth in den geringsten Bewegungen und Verstand sogar in den Fingerspitzen.“

„Gut,“ sagte Jolivet, „dies nennen wir Kaufleute silbernen Verstand... Meiner Treu', da ich im Zuge bin, will ich doch auch die Pastete verkosten.“

Die Schilderung, welche Jenneville so eben gemacht hat, erinnerte mich an jene Dame mit dem weissenblauen Mantel; ich konnte mich nicht enthalten, einen kleinen Seufzer auszustossen.

„Sind Sie auch verliebt, Deligny?“ sagte Jenneville lächelnd zu mir.

„Nein, aber ich bin es beinahe geworden. Ich befand mich gestern in dem Schauspiel in der Nähe einer sehr hübschen Dame; ihre Haltung war ziemlich vornehm... Ich hätte gerne mit ihr Bekanntschaft gemacht.“

„Befand sich ein Mann, ein Liebhaber bei ihr?“

„Nein, sie war allein.“

„Allein... und Sie konnten nicht mit ihr reden! Ah! mein Freund, Sie haben sich verändert! Was Teufels genirte Sie denn?“

„Diese Dame hat auf meine Worte immer nur einsilbig geantwortet... ich sah wohl, daß es ihr nicht an der Unterhaltung lag.“

„Bah! dieß ist nur eine List, um ihre Leute besser zu fangen; ein Frauenzimmer, das allein in das Theater geht, läßt sich immer nach Haus begleiten.“

„Gewiß,“ sagte Solivet, während er ein Stück Pastete wegschnitt, „läßt es sich immer heimbegleiten.“

„Und ich glaubte, man warte am Thor auf sie, und hätte mich auch davon überzeugt, wenn der verfluchte Dubois mich nicht aufgehalten hätte, wodurch ich meine hübsche Dame aus dem Gesicht verlor.“

„Ei, trösten Sie sich, mein Freund, Sie finden noch viele solche. Wenn Sie aber meinen neuen

Liebesgegenstand sehen könnten, so wette ich, würden Sie darein verliebt werden. Ich werde mich auch hüten, Sie damit bekannt zu machen... wenigstens für jetzt; zudem ist es kein solches Frauenzimmer, das man in die Gesellschaft seiner Freunde führt."

"O! der Teufel!"

"Ich muß sogar sehr behutsam zu Werke gehen! ... die Wittwe eines Generals, welche die beste Gesellschaft von Paris in ihrem Hause empfängt!"

"Ist es eine reiche Frau?" fragte Solivet, während er die Pastete von Neuem angreift.

"Ohne Zweifel; sie könnte noch reicher sein, aber sie hat viel Verlust erlitten: sie führt gegenwärtig einen großen Prozeß um ein Landgut in der Normandie."

"Man muß bei einer Maitresse stets auf ihren Reichthum sehen," sagte Solivet, "es ist angenehmer ... man speist bei ihr ... Die Pastete ist gut, sehr gut! ..."

"Diese Frau empfängt angesehene, hochgestellte Leute. O! wenn sie wollte, wenn sie ränkesüchtig wäre, so dürfte sie nur ein Wort sagen, um für ihre Schützlinge Stellen zu erhalten... sie gab mir bereits zu verstehen, daß sie mir gerne einen Dienst erweisen wolle... aber ich will kein Amt, das würde mich geniren, anekeln."

"Hören Sie, Jenneville, ich möchte wohl ein Amt," sagte Solivet; "ich treibe Handels- und Wechselgeschäfte, wenn ich aber einen guten, einträglichen Platz erhielte; so wäre es mir sehr erwünscht."

Jenneville gibt Solivet, der nicht aufzumerken

schien, keine Antwort. Im Augenblick höre ich in meinem Vorzimmer singen; man öffnet plötzlich die Thüre des Salons: Dubois tritt ein.

„Ei, hier treffe ich meine theuren Freunde! Prachtige Gesellschaft; es fehlte bloß noch an mir. ... Ich dachte mir, ich würde Jolivet am Essen finden... Guten Tag, Jenneville! Nun, mein lieber Deligny... wie ging es mit der Kleinen?... erzähle es mir doch!“

„Wie! eine Kleine ist im Spiel, und Deligny hat uns nichts davon gesagt?“ rief Jenneville. „Ah! das ist nicht artig!...“

„Das ist gar nicht schön,“ wiederholt Jolivet, indem er mit der Pastete vollends aufräumte.

„Meine Herren, wenn ich Ihnen nichts davon gesagt habe, so geschah es bloß, weil es nicht der Mühe werth ist. Wir trafen zwei Grisetten im Theater, welche Dubois durchaus nach Haus begleiten wollte; er hing mir die eine an und entfernte sich mit der andern, welche ich bis an ihre Haus-thüre begleitete, worauf ich ihr gute Nacht wünschte; dieß ist die ganze Geschichte.“

„Bah! wirklich!“ sagte Dubois, „dieß war das Ende!... O! bei mir war es ganz anders! Beim Teuffel!... ich kam, sah, siegte, wie Pompejus!...“

„Sind dieß die Worte von Pompejus oder Cäsar?“

„Es ist einerlei!... eine neue Perle für meine Krone!“

„Wenn Du dieß eine Perle nennst, so bist Du nicht wähllich.“

„Mein Freund, ich versichere Dich, sie ist viel schöner, als Du glaubst. . . . Man hat Schönheiten, die den Uneingeweihten verborgen sind! Und sie ist so heiter! . . . Ach Gott. . . haben wir gelacht! . . .“

„Die Kleine, welche Sie nach Haus geführt haben, war also nicht schön?“ sagte Jenneville zu mir.

„Verzeihen Sie mir, sie war sauber. . . aber ich war nicht verliebt, und meiner Treu’ . . .“

„Du hast recht gehabt,“ sagte Jolivet, indem er sich an die Käse machte, „mit allen den kleinen Grißetten vergeudet man fortwährend sein Geld.“

„O! da sieht man wieder den Filz!“ rief Dubois, „ich bin überzeugt, wenn dieser Geizhals mit seiner Maitresse bei einem Gastwirth dinirt, so läßt er sie die halbe Zeche zahlen, und sie darf sich noch glücklich schätzen, wenn sie für ihn nicht zahlen muß! . . .“

„O! Dubois.“

„O! Du bist ein Filz! . . . das ist bekannt. . . Ich will Ihnen, meine Herren, einen Zug von Jolivet erzählen: Letzthin kam er mit einer Dame von der Vorstadt St. Antoine zurück; es überfällt sie ein Regen, die Dame will sich nicht begießen lassen. Jolivet läßt sie in einen Omnibus einsteigen, während er selbst in eine Dame-Blanche stürzt, um die fünf Sous nicht für sie bezahlen zu dürfen.“

„Meine Herren, es verhielt sich nicht genau so; ich stieg in einen andern Wagen, weil in jenem, wo meine Gefährtin saß, kein Platz mehr war.“

„Es gab noch Platz,“ rief Dubois, „ich weiß es von der Dame selbst, die mir es erzählt hat und

hinzufügte, sie werde sich wohl hüten, ferner mit Dir spazieren zu gehen.“

„Ei, um so besser! sie soll nur nicht mehr zu mir kommen; ich werde mich nicht um sie reißen. Sie hatte fortwährend Durst!... ich mußte sie immerfort in das Kaffeehaus führen!... ich kenne keine schlimmere Gewohnheit als diese.“

„Aber, meine Kinder,“ sagte Dubois, „man darf der Vergnügungen halber die Geschäfte nicht vergessen, besonders wenn die Geldbörse auf der Reige ist; ich will daher eine Partie Zucker und Kaffee an einige Kleinhändler in der Straße de la Berrerie zu verschließen suchen... dann werde ich einem Schlingel einen derben Verweis geben, welchem ich drei Pfund Bomille zu verkaufen gab, worin er Del goß, damit sie schwerer wägen soll... aber um fünf Uhr bin ich frei; werden wir mit einander zu Mittag speisen?“

„Mit Vergnügen,“ sagte Jenneville, „ich habe erst um acht Uhr Abends Geschäfte.“

„Hältst Du auch mit uns, Solivet?“

„Gerne, aber... ich weiß nicht, ob ich komme... zudem hat man, wenn man mit Ihnen speist, meine Herren, einen tollen Aufwand... Sie sind nicht solid!“

„O! wir werden heute sehr häuslich sein: hundert Sous per Kopf, darüber gewiß nicht.“

„Beim Henker! das ist haufengenug... ich befürchte nur, es werde mich nicht hungern.“

„Das glaube ich gerne, wenn Du, wie seit zwei Stunden, immer fort ißt.“

„In der That hatte Solivet, welcher bloß ein wenig essen zu wollen vorgab, das Geflügel, die Pastete, die Käse und so eben auch vollends das Confekt verschlungen.

„Fürwahr, ich habe ganz in Gedanken gegessen,“ sagte Solivet; „Ihre Gesellschaft hat mir Appetit gemacht... überhaupt esse ich viel mehr in Gesellschaft... zu Haus hungert es mich nie. Nun, um welche Zeit werden Sie diniren?“

„Um halb sechs Uhr; wir treffen einander im Panoramagang... wir diniren bei Champeau.“

„Gut, ich werde mich einfinden... dieses Confekt bleibt mir im Hals hängen. Deligny, hast Du mir nichts zum Hinunterflößen?“

„Willst Du ein Gläschen Kirschenwasser?“

„Ah ja, Kirschenwasser: das ist gut zur Verdauung.“

„O! der Bielfraß,“ rief Dubois; „er trinkt noch Kirschengeist... Gib mir auch ein Kelchchen, Paul; bei mir ist es angelegt, ich bedarf tonischer Mittel; der verliebte flatterhafte Mensch muß Hammelscotelettes und geistige Getränke genießen, ohne dieses, ist er auf dem Hund!... Lebt wohl, junge Freunde, ich werde nun Zucker und Martinique-Kaffee verkaufen. Um halb sechs Uhr im Panorama; dort werde ich Ihnen in einem Modemagazin zwei Bestalinnen zeigen, deren heiliges Feuer ich ausgelöscht habe.“

Dubois geht fort. Solivet entschließt sich endlich, vom Tisch aufzustehen; er sieht auf seine Uhr und ruft: „Ach Gott, zwölf Uhr vorbei. Ich war auf

eilt Ihr bestellt... Herr Jenneville, ich glaube, ich habe Ihr Cabriolet auf der Straße gesehen?"

„Ja, es wartet auf mich.“

„Wohin fahren Sie?"

„In die Vorstadt St. Germain.“

„Eben recht, ich habe in der Seine-Straße Geschäfte... Wenn ich mit Ihnen dahin fahren könnte?"

„Gerne... Gehen wir... Auf Wiedersehen, De-ligny!"

„Auf baldiges Wiedersehen, meine Herren!"

Nach ihrem Abgang schrieb ich an meinen Vater und machte darauf ebenfalls einen Ausflug, indem ich mich mit jenem Herrn Blagnard beschäftigte, von dem Jenneville mit mir gesprochen und der in zwei Jahren sich ein Vermögen gesammelt hat, während ich in sechs Jahren zwei Drittel von dem meinigen verloren habe. Doch spart dieser Blagnard nicht, macht großen Aufwand und bricht sich Nichts ab. Es gibt wirklich geschäftsgewandte Leute! aber es gibt auch Spitzbuben, die den Galgen verdienen und die in der Welt eine große Rolle spielen. Ich beneide jene Gewandtheit nicht, welche darin besteht, daß man auf den Untergang Anderer seine Berechnungen gründet, in flottem Prunke auftritt, um seine Nebenmenschen zu betrügen und sich auf Kosten von zwanzig Familien, die man in's Elend setzt, bereichert... Diese Art, reich zu werden, ist indessen sehr gewöhnlich.

Beim Henker! ich mache mir diesen Morgen sehr

ernste Gedanken. Wenn man aber von Ränkemachern schon hintergangen wurde, so ist man nicht zufrieden, und wenn man nicht zufrieden ist, so ist man nicht immer Philosoph.

### Fünftes Kapitel.

Abendunterhaltung bei Grisetten. — Krapsen.

Alle finden sich pünktlich ein, mit Ausnahme von Jolivet, welcher immer auf sich warten läßt.

Vor dem Mittagessen bin ich mehrere Male im Begriff gewesen, mich zu der kleinen Ninie zu begeben, bekämpfte aber dieß Verlangen; wenn sie in einem etwas weniger schmutzigen Viertel wohnte, hätte ich wahrscheinlich der jungen Fransensfabrikantin bereits einen Besuch gemacht.

Wir gehen einige Augenblicke in dem Gang des Panorama auf und ab spazieren, Jenneville spricht mit mir von seiner neuen Liebenschaft; er sieht sehr verliebt aus: wenn man ihn hört, hat er nie eine so schöne, liebenswürdige, verführerische Frau gekannt. Anfangs scheinen sie uns immer so.

Dubois sieht sich in den Buden um, Iorgnettirt die Ladenjungfern und macht uns mehrere bemerklich! Dieser junge Mensch ist unverbesserlich.

Endlich erscheint Jolivet mit dem Regenschirm in der Hand, zieht seine Uhr heraus, wie er sich uns nähert und ruft: „Ich bin nicht Schuld daran... meine Uhr geht zu spät und die eurigen voraus.“ Sofort

nimmt er Jenneville am Arm, zeigt sich sehr freundschaftlich gegen ihn, was er stets gegen Personen beobachtet, die ein Cabriolet besitzen und Diners geben.

Wir begeben uns zu dem Restaurateur; im Augenblick, als wir dort ankamen, stieg ein sehr elegant gekleideter junger Mann aus seinem Cabriolet.

„Ah! Sie sind es, Blagnard,“ sagte Jenneville.

„Und da treffe ich meinen theuern Jenneville,“ erwiderte Herr Blagnard. Darauf verbeugte er sich höflich vor einem Jeden von uns mit den Worten: „Sie werden zu Mittag speisen, meine Herren?“

„Ja... und Du auch?“ sagte Jenneville.

„Ja wohl... wenn Sie mir erlauben, mich an Sie anzuschließen, meine Herren, so wird es mir sehr angenehm sein.“

Ein solcher Vorschlag läßt sich unmöglich zurückweisen, zudem scheint Jenneville auf einem ganz vertrauten Fuß mit Herrn Blagnard zu stehen, und Dubois rief bereits aus: „Je mehr Narren, desto mehr Gelächter.“

Nach unserm Eintritt in den geräumigen Saal des Gastwirths fragte mich Solivet ganz leise: „Wer ist jener Herr, der mit uns zu Mittag speisen wird?“

„Ich kenne ihn wirklich nicht genau... so viel weiß ich, daß er viel Wesens macht und sich in sehr kurzer Zeit ein Vermögen gesammelt hat.“

„Er hat sich Vermögen gesammelt? Das ist nicht dumm!... Gehört ihm das schöne Cabriolet, das an dem Eingang stand?“

„Ja.“

Zolivet hat keine Zeit, mich mehr über ihn zu fragen; wir setzen uns, und er wählt sich seinen Platz neben Herrn Blagnard.

Herr Blagnard verlangt zuerst Ostender Austern und Sauterne-Wein dazu, ferner Beaune, erste Sorte, über Tisch. Ich sehe voraus, daß unsere Zecher, wenn wir in diesem Tone fortfahren, unsern Vorschlag bei weitem übersteigen wird; aber weder ich, noch Jenneville halten uns darüber auf; wir würden uns schämen, wenn wir vor zu großem Aufwand irgend eine Furcht äußerten. Im Gegentheil spielen wir, da wir nicht zurückbleiben wollen, ebenfalls den reichen Kapitalisten. Es geht nichts über die Eigenliebe, um Tollheiten zu machen; allerdings ist sie auch manchmal die Triebfeder zu guten Handlungen.

Dubois, welcher nie rechnet, läßt sich in großen Zügen den Sauterne und Beaune schmecken. Bei Zolivet ist dieß nicht der Fall; er hängt das Maul, weiß nicht, ob er trinken soll, und während Blagnard Schnecken mit Trüffeln und gebratene Fasanen verlangt, langt er nach der Speisekarte und ruft aus: „Warten Sie einen Augenblick, meine Herren, wir wollen zuerst nach dem Preise sehen!...“

„Pfui!... Sieht man jemals nach dem Preis?“ sagte Blagnard. „Was bekümmert uns das? Wir bezahlen, dann ist es fertig...“

„Ja wohl,“ sagte Dubois, „man bezahlt, dann ist man im Reinen... aber bei Zolivet verhält es

sich anders: wenn er bei einem Gastwirth speist, so sucht er nicht nach den Namen der Gerichte, sondern nach den wohlfeilsten Speisen, und verlangt nur von diesen."

"Ich begehre, was ich gerne esse," sagte Zolivet. "Sehen Sie, meine Herren, ich glaube z. B. zwei Portionen Pökelfleisch mit Kohl wäre..." Ein allgemeines Murren erfolgte auf den Vorschlag Zolivets, welcher ganz betroffen die Speisekarte auf seinen Knien hält und fortist, ohne ein Wort zu reden.

"Können Sie Ihren Sessel nicht etwas rücken?" sagte Dubois zu einem Herrn mit rothen Haaren, der an einem Tische hinter uns saß, und dessen Sessel an den seinigen stieß. Der Herr antwortet nicht und scheint seine Gedanken in ein Rostbeef, das vor ihm stand, ganz vertieft zu haben.

"Wollen Sie gefälligst etwas rücken, mein Herr," wiederholte Dubois so laut, daß er Aller Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Herr mit den rothen Haaren dreht sich mit dem ganzen Körper um und antwortet Dubois mit dem Phlegma und dem Accent eines Engländers: "Danke schön! Sie mir gar nicht geniren."

"Das ist ein Engländer," sagte Dubois; "ich hätte es schon an der Art, wie er sein Rostbeef ansieht, vermuthen können."

"Laß diesen Engländer in Ruhe und beleidige ihn nicht," sagte ich zu Dubois.

"Es handelt sich hier von keiner Beleidigung,

aber ich will bequem sitzen... Er lehnt seinen Sessel an den meinigen."

"Rücke etwas vor."

"Ich mag nicht vorrücken, ich mache gewöhnlich Niemand Platz... Soll man sich wegen eines Engländer's geniren?"

Eine Zeitlang spricht Dubois nichts mehr; er schaut von Zeit zu Zeit seinen Nachbarn bloß über die Achseln an, der jedoch, ohne im Geringsten darauf zu achten, ißt und trinkt.

Wir warten auf den Nachtisch.

"Wenn wir einen Eierauslauf essen würden?" sagte Jolivet, der nach und nach wieder ins Geleis kam, worauf Herr Blagnard unter lautem Gelächter ausrief: "Einen Eierauslauf! Ah, pfui! das ist ein wenig zu klassisch!... dieß ist etwas für Grisetten und Ladendiener! Eis und Blancs-mangers laß ich mir noch gefallen... Aber, meine Herrn, vor Allem Champagner; ein Mann von Stand kann ein Diner nicht ohne Champagner beschließen."

Es wird Champagner verlangt. Jolivet wagt nichts mehr vorzuschlagen, trinkt aber viel; wir Andere machen es ebenso. Während wir den Champagner hinunterschütteten, sprach Jenneville von Nichts als von seiner Schönen: wir erfuhren, daß sie Hermine heißt, denn dieser Name entschlüpfte ihm mehrmals, während er sein Glas an den Mund setzte. Herr Blagnard zeigt sich sehr freundschaftlich gegen mich und bietet mir tausendfache Dienste an, unter der Versicherung, er werde sich sehr glücklich schätzen,

meine Bekanntschaft zu kultiviren. Es ist möglich, ich will es gerne glauben: beim Nachtschisch glaubt man aber Alles so leicht! Jolivet sagt nichts, sondern stürt beständig in seinen Taschen: ich wette, er zählt sein Geld. Dubois drehte sich um, als der Engländer im Augenblick, wie er sein Glas an den Mund setzte, seinen Sessel rückte, und schrie ihm in die Ohren: „Hören Sie, ich habe Sie gebeten, etwas zurückzusetzen, Herr John Bull; Sie geniren mich und hindern mich am Trinken. God dam!“

Auf das God dam ließ der Engländer seinen Plumb-pudding liegen, drehte sich um und sagte zu Dubois, ihn scharf ansehend: „Wie heißen Sie mich?“

„Sehen Sie sich zurück!“

„Wie heißen Sie mich?“

„Es handelt sich nicht davon; ich sage Ihnen, daß Sie mich geniren... Wenn Sie nicht zufrieden sind, so nehmen Sie einen Zahnstocher!...“

Der Engländer wird so roth wie ein welscher Hahn und scheint zornig werden zu wollen; ich suche ihm begreiflich zu machen, daß mein Freund bloß wünsche, er möchte seinen Stuhl zurückrücken. Aber der Herr mit den rothen Haaren hält sich für beleidigt, klopft Dubois, der Champagner in sich hineinschüttet, auf die Achsel und sagt zu ihm: „Wenn Sie wollen hinausgehen auf der Stelle mit mir, ich bereit bin.“

„Ich soll sogleich mit Ihnen hinausgehen... und was thun, Mylord?... Uns mit den Fäusten schlagen, nicht wahr?... Ich bin kein Kestträger, verstehen Sie... Wälzen Sie sich mit den Commissio-

nären herum, wenn Sie Vergnügen daran finden. Das ist nicht meine Sache."

Ich weiß nicht, ob der Engländer Dubois verstanden hat; nachdem er aber noch einige Minuten gewartet hatte und sah, daß dieser nicht vom Tische aufstand, rief er dem Kellner, bezahlte seine Rechnung im Zorne und sagte: „Ich nie mehr restauriren mich bei diesem Gastwirth.“

Dubois, froh über die Entfernung seines Nachbarn, klopfte mit seinem Glas auf den Tisch und rief: „Sehen Sie, wie der Leopard den Schwanz zwischen die Füße klemmt und fortgeht!... Ich habe mich hoffentlich nicht genirt, ihm die Wahrheit zu sagen!... Nicht wahr?“

Wir antworteten nichts auf diese Prahlerei. Der Champagner ist getrunken; wir verlangen die Rechnung. Der Kellner bringt sie, Blagnard nimmt sie zur Hand, bezahlt und steht auf.

„Einen Augenblick,“ sagte ich zu ihm, „das kann nicht so gehen; wie viel muß ein Jeder von uns bezahlen?“

„Ach, meine Herren, wir wollen ein ander Mal rechnen!“

„Nein, wenn es gefällig ist; ein altes Sprüchwort sagt: ‚Zahlen macht gute Freunde!‘ und ich habe dieß immer bewährt gefunden... Die Rechnung, ich bitte, oder ich werde böse.“

Blagnard gibt nach und übergibt mir unsere Rechnung, die sich auf hundertfünfundsechszig Franken beläuft. Für Fünf! das ist nicht übel, dreiunddreißig

Franken per Kopf; ich bezahle, Senneville und Dubois bezahlen ebensoviel; Solivet stürt lange in all seinen Taschen und dreht einige Sous in seiner Hand herum, so daß wir Alle aufstanden, um den Kaffee zu trinken, bevor er noch an Blagnard seinen schuldigen Theil bezahlt hatte.

Wir begeben uns in das Palais-royal; Solivet hingegen schaut, während wir das Kaffeehaus betreten, auf die Uhr und verläßt uns unter dem Vorwande eines Rendezvous. Er wird befürchtet haben, man werde beim Bezahlen des Kaffees sich seiner Zeche vom Mittagessen erinnern.

Das Kaffeehaus war von seinen täglichen Gästen angefüllt, die über die Journale sprachen und politisirten: aber alle Gespräche werden mit Ruhe geführt, Niemand erhibt sich, man würde eine Mücke fliegen hören. Unsere Ankunft ändert Alles. Da wir viel getrunken haben, machen wir viel Lärmen, ohne es jedoch zu wissen: wir lachten, sprachen ganz laut, hielten uns für sehr liebenswürdig, fielen aber, ich wette, den friedlichen Gästen des Kaffeehauses beschwerlich; denn die Menschen sehen nicht ein, was sie sind, wenn sie ruhigen Sinnes sind, wie sollten sie sich also erkennen, wenn sie nicht mehr kaltblütig sind? Glücklicher Weise muß Senneville uns verlassen, um seine Dame zu besuchen, und Herr Blagnard hat ebenfalls ein Rendezvous, sonst könnte unser Aufenthalt in dem Kaffeehaus noch einige Abenteuer herbeiführen: Dubois hatte schon zwei Mal den Hut eines täglichen Gastes auf den Boden geworfen und ich

sah demselben in den Augen an, daß er das dritte Mal keine Entschuldigung annehmen würde.

Jenneville und Blagnard haben uns verlassen, ich bleibe mit Dubois in den Galerien des Palais-royal, und wir Beide sind zu sehr zum Lachen aufgelegt, als daß wir nicht eine lustige Abendunterhaltung aussuchten.

„Beim Teufel, was wollen wir thun?“ sagte ich zu Dubois; „ich habe keine Lust, mich in einem Schauspiel einzuschließen, zudem glaube ich unmöglich an meinem Plaze bleiben zu können. In Gesellschaft darf man nicht wohl lachen und wir haben bereits zu viel dumme Streiche gemacht, als daß ich ein Imperialspiel mitmachen könnte.“

Dubois schlägt sich vor die Stirne, springt aus Freude in die Höhe und ruft: „Ach, mein Freund! ich dachte nicht mehr daran!... Ich weiß schon, was wir thun!... ich hatte es beinahe vergessen... die armen Kleinen... wir werden den unterhaltendsten Abend zubringen; wir können dumme Streiche sagen und sogar machen... kurz Alles, was wir wollen! Finis coronat... Ei, wenn ich eine Stelle ansühren will, so fällt mir immer bloß die Hälfte ein.“

„Sprich deutsch mit mir und sag' mir, wie wir uns unterhalten wollen.“

„Wie wir uns unterhalten wollen, mein Freund? ... Und die süße, zärtliche, anziehende Charlotte, die auf mich wartet, um Krapsen bei ihr zu essen! ... und ich!... ich dachte nicht mehr daran!...“

„Krapsen?“

*Prind  
heißt für den Krapsen  
Dumfpa?*

„Ja wohl, Krapfen! Befinden wir uns nicht im Carneval, in jener wollüstigen Jahresperiode, wo die Krapfen und Röchlein eine so große Rolle spielen?... Heute morgen sagte sie zu mir beim Fortgehen, denn ich verließ Charlotte erst diesen Morgen: ‚Mein Lieber, heute Abend werden drei Freundinnen von mir mich besuchen; wir wollen Krapfen machen, weil wir sie sehr gerne essen; es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie auch kämen... wollen Sie nur Kastanien mitbringen...‘ Denk’ Dir, Krapfen und Kastanien, lauter leichte Sachen!... Ich habe es zugegeben. Acht Uhr ist’s vorbei, vorwärts zu Charlotte... Es leben die Grisetten!“

Zu jeder andern Zeit hätte ich mich wohl in Acht genommen, Dubois zu begleiten, aber unser Diner hatte uns auf’s Heiterste gestimmt, und der Gedanke, den Abend bei Grisetten zuzubringen, schien mir daher sehr anziehend.

„Nun, so wollen wir zu Charlotte gehen,“ sagte ich zu Dubois, „aber denkst Du, es werde ihr recht sein, wenn Du Jemand mitbringst?“

„Ei, was sagst Du! Darf die Liebe je der Freundschaft in den Weg treten? Wenn ich fünf bis sechs Freunde mitbrächte, so würde es ihr nur um so lieber sein, weil sie, wie ich Dir schon sagte, auch Besuche von ihren Freundinnen hat; wir werden neue Gesichter sehen... wir fangen vielleicht irgend eine neue Liebenschaft an, man kann es nicht wissen.“

„Ich bitte Dich aber, erweise mir den Gefallen, mich vor diesen Mädchen bloß bei meinem Taufnamen

zu nennen... sie brauchen meinen Familiennamen nicht zu wissen."

"Sei ganz ruhig, es bleibt dabei. Schon gestern oder heute früh, als ich mit Charlotten von Dir redete, habe ich Dich bloß Paul genannt und gesagt, Du heißest nicht Deligny, dieß sei ein Faschnachtspaß, den ich mit Dir getrieben... Ich für meine Person kann unmöglich mehr das Incognito spielen, denn mich kennen alle hübschen Gesichtchen von Paris nur zu gut!"

"Glaubst Du, Ninie werde bei Charlotte sein?"

"Wahrscheinlich."

"Es würde mich freuen, sie wiederzusehen... sie wird mir ein Gesicht schneiden."

"Du machst ihr einen Krapsen, dann verzeiht sie Dir."

"Ach ja, Du sprichst immer von Krapsen essen und wir stehen gerade vom Tische auf."

"Das ist einerlei, es befördert die Verdauung."

Während wir so sprachen, liefen wir starken Schrittes durch die Straße Saint-Honoré bis zur Halle fort und erreichten die Straße aux fers. Dubois blieb vor der Thüre eines Hauses stehen, die er öffnete, indem er eine geheime Feder, die man ihm früher schon gezeigt hatte, aufdrückte; sofort gingen wir in dem rufschwarzen Gange weiter.

"Wir werden Hals und Beine brechen," sagte ich zu Dubois.

"Du hast recht," sagte er zu mir, "überdies logirt meine Dulcinea unter dem Dache... es ist hier gar keine Luft zum Athmen; warte ein Bißchen auf mich."

Dubois entfernt sich alsbald aus dem Gang und läßt mich allein. Wo ist er hin? was wird er thun? Aber ich war nicht lange in meine Gedanken vertieft, als Dubois schon wieder mit einem angezündeten Taschenlaternchen in der Hand zurückkam.

„Nun werden wir,“ sagte er, „unsern Weg leichter finden; „ich habe in der Regel ein Laternchen in der Tasche; das ist ein höchst nothwendiges Möbel, wenn man Abends oft zu Grisetten geht: man zündet es in der Bude eines Nachbars an und geht dann seines Wegs, wie wenn man in sein eigenes Haus ginge.“

Wir steigen eine schaudervolle Stiege hinauf und hören, als wir im dritten Stocke ankommen, lautes Gelächter.

„Hörst Du die kleine Närrin?“ sagte Dubois zu mir; „es scheint, sie sind schon beisammen.“

„Sind sie hier?“

„Nein, noch zwei Stock höher... ich höre Charlottens Stimme... sie macht gewiß den Teig!... dieß Mädchen ist in den häuslichen Geschäften bewandert.“

Wir kommen im fünften Stock an, und wenn Dubois Charlottens Zimmer auch nicht gewußt hätte, so hätte uns der Lärmen darin auf die Thüre gewiesen.

Wir klopfen an, man öffnet uns: Charlotte stößt bei unserm Anblick einen Freudenruf aus: „Ach, da ist er!... wie hübsch! Diese Jungfern sagten immer zu mir: Dein Herr wird nicht kommen! und ich wettete das Gegentheil.“

„Und Sie, meine Jungfern, sehen hier, daß ich Ihnen einen Freund zuführe... er fürchtet zwar, es möchte unschicklich sein, aber ich nahm es auf mich, seine Bedenklichkeiten zu beseitigen.“

„Ach, was sagen Sie? machen denn wir auch Umstände?... zudem war Herr Paul gestern in unserer Gesellschaft, ich erkenne ihn sehr gut... treten Sie doch herein, meine Herren.“

Wir kommen in ein ziemlich großes Zimmer, wo die Möbeln den Platz nicht im Geringsten versperren. Im Ganzen befinden sich ein Bett ohne Vorhänge, eine alte Komode und sechs Sessel, worunter zwei zerbrochene, darin. Eine halboffene Thüre im Hintergrunde führt in ein zweites Zimmer, dessen Inneres ich jedoch noch nicht betrachtete, weil ich gerade die Gesellschaft musterte. Diese besteht außer der Jungfer Charlotte aus noch drei Frauenzimmern: die eine, von großer, hagerer Statur, hat eine so spitzige Nase und dergleichen Ellbogen, daß man gestochen zu werden glaubt, wenn man sich ihr nähert: sie heißt Amata; die zweite, fast eben so groß, ist wenigstens verhältnismäßig dick, hat ein volles, blühendes Gesicht, ungeheure Arme und Hände, ist, wie Charlotte uns sagte, noch keine sechszehn Jahre alt, und würde schon einen schönen Grenadier geben: diese heißt Manette; die dritte endlich ist eine kleine Person, achtzehn Jahre alt, ziemlich hübsch, sehr spöttisch, und bleibt keinen Augenblick auf einer und derselben Stelle: sie heißt Laura.

Minie hingegen sehe ich nicht, was mir sehr zu-

wider ist. So sind wir; heute morgen habe ich sie nicht sehen wollen und heute Abend erzürne ich mich, nicht bei ihr zu sein; aber vom Morgen bis zum Abend ändert sich Vieles in unserm Kopf, namentlich wenn man Champagner getrunken hat.

„Wo sind die Kastanien, die Sie bringen sollten?“ sagte Charlotte zu Dubois.

„Ach, liebenswürdiges Täubchen, wir haben sie vergessen!... könnte man sie aber nicht mit etwas Geistreicherem ersetzen? denn Kastanien und Krapsen zusammen scheinen mir zu sehr vollzustopfen... Was denken Sie zu den Krapsen zu trinken?“

„Wir wollten Most trinken, aber die Obsthändlerin hat keinen.“

„Nun, meine Geliebten, wir warten Ihnen mit weißem Weine auf... das ist viel besser als Ihr Most... Nicht wahr?“

„O gewiß!“

„Aber,“ sagte die kleine Laura lachend, „vom weißen Wein werden wir ein Räuschchen bekommen... ich wenigstens bin toll, sobald ich nur einen Fingerhut voll Wein getrunken habe!...“

„Gut, um so besser,“ sagte Charlotte, „wir wollen Laura ein Räuschchen anhängen.“

„O, ich, ich will mich nicht betrinken,“ sagte die große Amata, „weil ich Herzweh darauf bekomme, und Alles, was ich genossen habe, von mir geben muß.“

„Dann werden wir Sie nicht trinken lassen.“

„Meine Kinder, wer bemüht sich, etwas Rasses zu holen?“

„Ei, Manette, gehe Du fort... Du bist ein gutmüthiges Kind.“

„So, ich muß immer die Magd machen!“

„Du mußt aber auch Eier und Mehl mitbringen.“

„Wie, ist der Teig noch nicht gemacht?“ rief Dubois.

„Nein, wir warteten auf Sie.“

„Nun, ich will ihn machen, Sie werden mein Talent bewundern... und wenn ich einen Klumpen mache, so dürfen Sie mich einen Dummkopf heißen.“

Die dicke Manette entfernt sich mit einer Salatschüssel und leeren Flaschen; während Laura ihr leuchtet, fragte ich Charlotte: „Wird Ninie nicht kommen?“

„Doch, ich habe es zu ihr gesagt... Weiß sie, daß Sie hier sind?“

„Wie sollte sie es wissen? Ich habe sie seit gestern Abend nicht mehr gesehen und damals wußte ich noch nicht, was ich heute thun würde.“

„O, sie wird gewiß kommen, sie hatte noch Etwas fertig zu machen... Ei, ich glaube, ich höre sie auf der Treppe... o, verstecken Sie sich, wir wollen sie überraschen.“

„Ja, man muß sie überraschen,“ sagten alle Frauenzimmer.

„Ich will mich gerne verstecken, aber wo?“

„In dem andern Zimmer,“ sagte Charlotte, indem sie mich hineinstieß. „Wir wollen ihr weiß machen, ihr Adolph sei zurückgekommen.“

Man schließt mich in das Zimmer im Hintergrund

ein, wo ich mich in einer totalen Finsterniß befinde. Ich suche mich zu orientiren, tappe herum, und bemühe mich, bis zum Augenblick der Ueberraschung einen Sitz zu finden; mit meiner linken Hand kam ich in eine Pfanne, mit der rechten in einen Schmalzhafen, woraus ich sie so gut als möglich wieder herauszog, und während ich immer suchte, traf ich endlich mitten im Zimmer eine Stuhllehne. „Gut,“ sagte ich bei mir selbst, „nun ist mir geholfen, ich kann jetzt bequemer warten.“ Darauf that ich meine Frackflügel auseinander und ließ mich auf den Stuhl nieder, aber plötzlich krachte etwas unter mir; ich fühlte mich ganz durchnäßt und ziemlich stark verwundet. Auf einen Schrei, den ich ausstieß, öffnete man die Thüre: dieß war der Augenblick der Ueberraschung; die Jungfern erschienen mit einem Lichte und fanden mich auf den Scherben eines Nachtgeschirres sitzend, welches ich beim Niedersitzen zerbrochen und dessen Inhalt den Boden überschwemmt hatte.

Anfangs konnte man sich des Lachens über meine Lage nicht enthalten, da man aber bemerkte, daß ich ein böses Gesicht machte, befürchtete man, ich sei verwundet, lachte nicht mehr und half mir aufstehen.

„Mein Gott, mein Gott! wie dumm sind wir,“ rief Charlotte, „wir hatten vergessen, daß sich dieses Geschirr hier befand. Die Jungfern sind auch daran Schuld... sie gaben vor, es wäre bequemer.“

„Wie, das ist der Herr?“ sagte Ninie, ein wenig erröthend, „und Sie sprachen mit mir von Adolph...“

das ist ein schöner Streich, den sie ihm dadurch gespielt haben!"

„Bist Du verwundet?“ fragte mich Dubois.

„Ich glaube nicht gar stark verwundet zu sein, doch etwas...“

„Wir wollen es untersuchen, mein armer Freund ... Nun, meine Jungfern, wer hält das Licht, wer gibt sich dazu her? In einem solchen Falle geht die Menschlichkeit vor Allem, da sieht man nicht mehr auf das Geschlecht!“

Die Frauenzimmer verzogen alle das Gesicht, was sie für Scham ausgeben wollten. Die große Amata allein ging voran und sagte: „Ich werde Alles halten, was man will! Wenn es sich um Wunden handelt, so muß man kein Kind sein!“

Man gibt ihr das Licht, die Andern gehen in das Wohnzimmer zurück. Dubois untersuchte hierauf meine Wunde, die ich selbst unmöglich sehen konnte, und Jungfer Amata leuchtet uns mit einem Stoicismus, welcher einer Lacedämonierin Ehre gemacht hätte.

Glücklicher Weise hatte mir dieser Fall, welcher für mich die gefährlichsten Folgen haben konnte, bloß einen unbedeutenden Schnitt verursacht. Dubois verlangt Leinwand und Lumpen zum Verbinden; Charlotte öffnet kaum die Thüre und reicht ihm ein altes Kamisol und zwei halbverzierte Perkalbänder. Nachdem Dubois mit dem zum Schmuck des Saums eines Kleides bestimmten Bändern das Blut gestillt hatte, zerriß er ganz unbarmherzig das Kamisol, legte ein

Stück davon auf meine Wunde, und Jungfer Amata machte selbst Alles fest, weil das männliche Geschlecht mit den Stecknadeln nicht gut umgehen könne. Nach beendigter Operation kleidete ich mich wieder an und kehrte, wiewohl etwas hinkend, zu der Gesellschaft zurück.

Die Mädchen fragen mich mit der größten Besorgtheit, ob es gefährlich sei, wurden aber von mir ganz beruhigt.

„Nein, die Wunde hat keine Folgen,“ sagte die große Amata, „es ist ein großes Glück; wäre sie aber etwas weiter unten...“

„Das soll eine gute Lehre für uns sein,“ sagte Laura.

In diesem Augenblick kam Manette mit dem Proviant zurück, worauf Dubois rief: „Laßt uns diesen Vorfall vergessen; Paul kommt mit einer Kleinigkeit, die ihn im Gehen nur interessanter macht, weg; diese Jungfern werden das nothdürftigste Möbel nicht mehr mitten im Zimmer stehen lassen. Nun wollen wir bloß an Freud' und Lust denken!... Ich mache den Teig!...“

Dubois zieht seinen Frack aus, stülpt seine Ärmel hinauf und legt die Ueberbleibsel des zerrissenen Kamisols vor sich hin; ich möchte, obwohl etwas hinkend, ihm helfen, allein es befindet sich bei Charlotte weder ein Tisch, noch ein Gefäß, das groß genug wäre, den Teig zu fassen, noch ein großer Löffel, um denselben in die Pfanne zu schöpfen. Jedes macht einen Streifzug, um sich das Fehlende zu verschaffen.

Während Dubois die Komode, woraus er einen Tisch macht, in die Mitte des Zimmers zieht, holen Manette und Charlotte Teller und Gläser bei den Nachbarn, Laura macht in dem Kamine das Feuer an, die große Amata reinigt die Pfanne und Ninie spült einige eiserne schlechte Gabeln. Ich suche eine Stampfbüchse, oder wenigstens einen Hammer, um den Zucker zu zerstoßen, damit man die Krapsen damit bestreuen kann, öffne ohne Umstände die Schränke, finde in dem einen einen alten Wasserkrug, mehrere alte Schuhe und eine Kerze; in einem andern etliche Lumpen, ein ziemlich hübsches Halstuch und eine Flasche englische Wicse; endlich erblickte ich ein Bügeleisen, womit ich den Zucker zerstieß.

Bald darauf kam Charlotte mit einem sehr großen Kessel, worin man den Teig machen wird, und einem Punschlöffel zurück. Manette bringt einen Senstopf, um den Zucker hineinzuthun, und zwei Gläser, worunter eines mit Füßen, woran es nun mit Einschluß dessen, welches Charlotte besitzt, der Gesellschaft nicht mehr fehlt, zudem man wohl aus einem und demselben Glas trinken kann, wenn man keine Complimente macht. Die Patriarchen der guten alten Zeit theilten ihr Nachtlager mit ihren Gästen; es dünkt mir, eine Grisette könne ihr Glas ganz gut mit ihren Freunden theilen.

Endlich hatte man Alles, was man brauchte, und bei jedem Gegenstand, den man auf die Komode stellte, erfolgte ein unendliches Gelächter; die Armuth hat also bisweilen auch ihre komische Seite. Wenn

zu diesem Schmaus nichts fehlen würde und man bei Charlotte Alles, was man bedurfte, gefunden hätte, so würde man viel weniger lachen; der Tisch und alle Gegenstände, die ihn bedeckten, würden jenen Frauenzimmern keinen Spas verursachen. Die Grisetten sind wirklich Philosophen; eine augenblickliche Freude entfernt den folgenden Tag weit von ihnen und bringt den vergangenen Tag in Vergessenheit.

Dubois hat ein Tuch um seinen Kopf gebunden, um sich vollends das Aussehen eines Teigverderbers zu geben; während er seine Eier und sein Mehl unter dem Beifallsklatschen dieser Jungfern unter einander schaffte, setzte ich mich neben Ninie, welche mit einem mürrischen Mäulchen mich ansah und nichts mit mir redete. Wie? keinen Vorwurf, daß ich sie nicht besucht habe!... Dieses Gänschen spielt schon die große Kofette; wenn sie ihr Bedauern geäußert hätte, daß sie mich nicht mehr gesehen habe, so würde ich mich ganz gleichgültig entschuldigen; sie spricht kein Wort davon, ich muß also mich zuerst entschuldigen.

„Sind Sie heute Morgen ausgegangen, mein Fräulein?“

„Nein, mein Herr.“

„Ich hatte große Lust, Sie zu besuchen... aber Geschäfte...“

„O, Sie haben wohl daran gethan, daß Sie Ihren Geschäften nachgingen... wenn ich ein hübsches Frauenzimmer wäre, dann wäre es etwas Anderes...“

„Sie meinen also, eine hübsche Dame gefalle mir besser als Sie?“

„Ist das nicht wahr?“

Ich weiß nicht, was ich antworten soll, indessen ziehe ich in diesem Augenblick Ninie vielen schönen Frauenzimmern vor; ich finde sie viel hübscher als gestern: doch ist sie weniger im Putz, trägt ein ganz einfaches Häubchen, ein dunkles Kleid, eine Aepin-schürze, und sieht in diesem Anzuge viel gefälliger, bürgerlicher aus, als in dem Staate, den sie Tags zuvor trug.

Ich nahm sie lächelnd bei der Hand und spielte mit jener weißen und fleischigen, obgleich beim Anfühlen rauhen Hand, die sie mir entriß. Darauf betrachtete ich Ninie von der Seite; umsonst bemühte sie sich, ihre mürrische Miene beizubehalten, und bald werden wir, wie ich wohl einsehe, uns ausgesöhnt haben... In diesem Augenblick zieht ein lautes Gelächter unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der obere Theil der alten wurmfichigen nußbaumenen Komode bricht unter dem Gewicht des mit Eiern, Mehl und Milch angefüllten Kessels, worin Dubois den Teig so kräftig schlug, daß dieser in die obere Schublade lief, zusammen.

„Alle tausend Wetter!...“ sagte Dubois, „es scheint mir, meine Theuersten, bei Ihnen ist Alles morsch!... Wenigstens sind sechs Krapsen verloren gegangen.“

„Das ist wüthend ärgerlich,“ fuhr Manette fort.

Man schöpft mit dem Punschlöffel so viel als möglich den Teig wieder auf, ersetzt das Deficit mit Wasser, und um dem Ganzen einen bessern Geschmack zu geben, stürt Dubois in seinen Fracktaschen, zieht

ein Stückchen Vanille heraus, das er der Gesellschaft verehrt, und wirft es in den Teig.

Das Feuer flammt; Dubois will sich die Ehre nicht nehmen lassen, den ersten Krapsen zu machen; man gibt ihm die Pfanne in die Hand, die hastige Laura reicht ihm das Schmalz, Ninie gießt den Teig hinein! Während Dubois den Krapsen macht, schenkt Charlotte drei Gläser Wein ein; Amata sucht in allen Ecken ein wenig Salz, das sie dem Zucker vorzieht, um ihren Krapsen zu würzen. Der Augenblick ist da, wo derjenige, welcher die Pfanne hält, sein Talent zeigen muß; der Teig raucht, Alles deutet darauf hin, daß der Kraps auf einer Seite gebacken ist und umgekehrt werden muß; Dubois, welcher an Nichts zweifelt, hört den vorsichtigen Rath Charlottens nicht an, seine Pfanne über dem Feuer zurückzuziehen und den Krapsen im Zimmer umzudrehen; mit der Sicherheit eines alten Koches wirft er den Krapsen in die Höhe: er verschwindet, wurde aber beim Zurückfallen in die Pfanne durch einen Rauchüberzug unkenntlich gemacht.

Es entsteht neues Gelächter. Dubois legt die Pfanne hin und trinkt; die dicke Manette nimmt seine Stelle mit den Worten ein: „Sie werden sehen, wie ich es umdrehe.“ Man erwartet ungeduldig den entscheidenden Augenblick, worauf Manette mit der Pfanne in das Zimmer geht und mit einem kräftigen Armschwung der großen Amata den Krapsen in's Gesicht wirft: diese schrie nicht wenig, man zog ihr schnell die Maske vom Gesicht, konnte sich aber des

Lachens über die Grimassen, welche das arme Mädchen machte, nicht enthalten; zu ihrem Troste tritt man den Krapsen an sie ab, um den sich übrigens Niemand gestritten hat.

„Wenn es so fortgeht,“ sagte Charlotte, „so werden wir umsonst Teig gemacht haben. Es ist aber recht schade, Krapsen mit Vanille müssen sehr gut sein!... Ist er gut, Amata?“

„Die Vanille gibt ihr einen komischen Geschmack.“

„Ah, ich glaube es wohl, Du streust Salz darauf, das paßt nicht zu Vanille.“

„Gebt mir die Pfanne,“ sagte die junge Laura, „ich sehe wohl, ich muß Euch zeigen, wie man damit umgeht.“

Laura hält wirklich den Pfannenstiel mit einer ganz besondern Zierlichkeit, und wenn es Zeit ist, den Krapsen umzudrehen, wirft sie ihn in die Höhe und fangt ihn mit großer Geschicklichkeit und unter allgemeinem Bravorufen wieder auf. Laura, erfreut über die Beifallsbezeugungen, macht mehrere Krapsen nacheinander. Dubois setzt sich jedes Mal, wenn Laura sie umdreht, in Verwunderung und machte am Ende Charlotte ungeduldig, die ihn mit den Worten kneipte: „Mein Gott! wie mögen Sie dem Umdrehen so zusehen!... Sie sollten sich in die Pfanne setzen, um ihre Geschicklichkeit besser zu beurtheilen!“

Charlotte nimmt Laura's Platz ein, fängt aber beim Umdrehen der Krapsen nie mehr als die Hälfte auf, worüber die kleine Laura sich in die Lippen

beißt und mit spöttischer Miene lächelt, denn die Frauenzimmer spotten über ihre beste Freundin, wenn ihre Eigenliebe im Spiel ist. Ninie sagte, sie esse gerne Krapsen, könne sie aber nicht machen, was bei mir ebenfalls der Fall ist. Indessen circulirt ein Theil der Krapsen, man begießt sie mit weißem Weine, welcher zu Austern gut wäre, mit dem die Jungfern aber sehr zufrieden waren, und den sie durchaus nicht sparten. Ich trinke aus Ninie's, Dubois aus Charlottens Glas, die drei Andern bedienen sich des dritten noch übrigen Glases. Zur Würze des Mahls singt Dubois Schelmenlieder, denn eine Romanze hätte in diesem Augenblick keinen Genuß verschafft; nach Dubois mußte ich singen, und jede Jungfer gab der Reihe nach ein Liedchen Preis: auch hier trägt die muthwillige Laura den Sieg davon, denn Ninie hat fast keine Stimme, die dicke Manette hat einen tiefen Tenor, die große Amata näselst und Charlotte singt falsch.

Ueber dem Concert wird aber das Gastmahl nicht vergessen. Jemand hält beständig den Pfannenstiel; die Grisetten haben immer guten Appetit! sie kennen jenen guten Ton nicht, nach welchem man einen delikaten Magen vorgibt, sie stopfen sich mit Krapsen voll, Dubois schenkt ihnen unaufhörlich ein, und bald wirkt der weiße Wein, alle die jungen Mädchen wollen sprechen, und da keine von ihnen Geduld hat, zu warten, bis die andere schweigt, so sprechen, singen, schreien, springen sie alle auf einmal; man hört sein eigenes Wort nicht mehr und lacht immerfort.

Dubois schlägt einen Contretanz vor; aus Mangel an Instrumenten muß Jemand von uns singen. Manette übernimmt das Orchester; sie begleitet sich mit der Feuerzange, womit sie an die Pfanne schlägt, was, wie Charlotte sagte, eine türkische Symphonie hervorbrachte; da wir bloß zwei Herren, aber vier Damen waren, so meint Dubois, ein Jeder von uns solle zwei nehmen und beständig die Pasturelle machen.

Zehn Minuten lang tanzen wir die Pasturelle, Manette schlägt mit der Feuerzange an die Pfanne; unser Tanz wird endlich so ausgelassen, daß das ganze Haus zittert. Auf einmal hören wir unter dem Boden klopfen.

„Ah! das ist der alte Nachbar, Herr Fougour,“ sagte Charlotte; „gebt Acht, er schwächt uns eine Dummheit vor... sollte man das Tanzen aufgeben, damit er schlafen kann!... nein, wir tanzen stärker, das soll ihm eine Lehre für sein Klopfen an die Decke sein.“

Charlotte brauchte uns übrigens kein Getöse anzuempfehlen. Man klopft von Neuem, wir machen Luftsprünge, daß der Boden einstürzen möchte. Das Getöse hört unten auf, und Charlotte glaubt, der Nachbar habe sich drein ergeben, aber bald darauf klopft man stark an die Zimmerthüre.

„Wie, man wagt, zu mir zu kommen,“ sagte Charlotte, „warum nicht gar!... der Nachbar genirt sich nicht!... Glaubst er, mich änstigen zu können? ... man muß ihn an der Thüre stehen lassen.“

„Nein, man muß ihm öffnen,“ sagte Dubois,

wir wollen uns über ihn lustig machen!... das ist weit unterhaltender.“

„Ah! ja, ja,“ sagten sämtliche Frauenzimmer, „man muß Herrn Fougoux hereinkommen lassen.“

Charlotte öffnet die Thüre: wir erblicken einen kleinen, etwa sechszig Jahre alten Mann, ganz runzelig und eingeschrumpft, von orangenfarbiger Haut und mit einer mit kleinen Sprossen bedeckten Nase; eine baumwollene Kappe, die mit einem breiten grünlichten Bande auf seinem Kopfe befestigt war, ging über seine Augen herunter; sein Körper war in einen alten Schlafrock, der bis an die Knöchel reichte, eingewickelt; wir nehmen wahr, daß er sich keine Zeit genommen hat, Strümpfe anzuziehen; seine nackten Füße stecken in weiten, früher mit Pelz ausgefüllten Pantoffeln; in der einen Hand hat er seinen Leuchter, während er mit der andern seinen Schlafrock zuhält.

Der Nachbar wirft einen zornigen Blick in das Innere, scheint aber doch vor der Gesellschaft Achtung zu haben; mit der Hand, in der er seinen Leuchter hält, langt er an seine baumwollene Kappe und hätte sich beinahe durch diese Bewegung seine Nase verbrannt, worauf er mit einer schwachen, freischendenden Stimme sagte: „Mein Fräulein, es ist...“

„Kommen Sie doch herein, Herr Fougoux,“ sagte Charlotte mit freundlicher Miene.

„Mein Fräulein, ich komme...“

„Ich kann es nicht mit ansehen, daß Sie auf der Schwelle stehen bleiben!...“

„Kommen Sie doch herein,“ wiederholten sämtliche Frauenzimmer, worauf der alte Nachbar, voll Staunens, sich entschließt, zwei Schritte in das Zimmer zu treten. Als bald schloß man die Thüre hinter ihm zu, und Dubois holte einen Sessel und bot ihn Herrn Fougour an, während er sich tief vor ihm verbeugte.

„Bemühen Sie sich doch, Platz zu nehmen.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr... Fräulein, auf Sanct Eustach und Sanct Maglor hat es zwölf Uhr geschlagen...“

„Darf ich Ihnen mit etwas aufwarten, Herr Fougour...“

„Versteht der Herr Krapsen zu machen?“ sagte Dubois, indem er dem alten Herrn die Pfanne ehrfurchtsvoll hinhielt.

„Nein!... Fräulein, Sie wissen, daß der Hauseigentümer es nicht gerne sieht, wenn nach Mitternacht...“

„Wollen Sie Ihren Leuchter nicht hinstellen, Herr Fougour?“

„Es ist vergebens, Fräulein, ich...“

„Nähern Sie sich doch dem Feuer, Sie werden sonst den Schnupfen bekommen.“

Der Nachbar merkt, daß man ihn zum Besten haben will, runzelt die Stirne, wird böse und geht bereits nach der Thüre zurück, als Dubois sich ihm näherte und ihn aufhielt, indem er mit einer gutmüthigen Miene zu ihm sagte: „Ei, mein Herr, Sie werden böse über uns, weil wir so spät noch tanzen und Sie durch diesen Lärmen im Schlafe stören?...“

„Allerdings.“

„Wir sehen wohl ein, daß ihre Forderung billig ist, und um Sie im Frieden ruhen zu lassen, werden wir uns Alle vor zehn Minuten zurückziehen.“

„Das wäre sehr schön, und ich...“

„Allein Sie müssen uns beweisen, daß Sie nicht böse sind und deßhalb ein Glas weißen Wein mit uns trinken...“

„Meine Herren, ich versichere Sie...“

„O, Sie müssen durchaus!... Sehen Sie sich zwei Minuten lang, um dem letzten Contretanz beizuwohnen, wir lassen Sie sonst nicht fortgehen!...“

Herr Fougoux, den inständigen Bitten Dubois und der Jungfern nachgebend, und in der Hoffnung, er werde sich durch seine Herablassung baldige Ruhe verschaffen, läßt sich zu einem Sessel hinführen, den ihm Dubois immerfort anbietet, stellt seinen Leuchter, ohne seinen Schlafrock fahren zu lassen, auf die Kommode und setzt sich nach einer tiefen Verbeugung.

Allein Dubois hatte für den Nachbarn einen von jenen in die Zimmerecken zurückgestellten Sesseln gewählt; im Augenblick, wo Herr Fougoux sich niedersezt, brechen die hintern Füße zusammen und der Nachbar rollt auf den Boden; während er sich zu halten suchte, ließ er seinen Schlafrock, der sich bei seinem Falle öffnete, los, und Herr Fougoux zeigt sich der ganzen Gesellschaft wie Adam im Paradies.

Beim Anblick des auf dem Boden liegenden Nachbarns brechen sämtliche junge Mädchen in ein tolles Gelächter aus. Herr Fougoux steht voller Wuth auf, zieht

seine baumwollene Kappe bis über die Ohren herunter, nimmt seinen Leuchter und läuft der Thüre mit den Worten zu: „Das ist schaudervoll!... dieß ist ein abscheulicher Streich!... Schon gut, morgen werde ich mich zu dem Polizeicommissär und dem Hauseigentümer begeben!... Dann wird man sehen, ob man die Leute zu Boden werfen darf.“

Die jungen Mädchen lachten zu sehr, als daß sie antworten konnten; Dubois allein folgte dem Nachbar und rief ihm nach: „Herr Fougoux, wenn man zu Damen kommt, sollte man wenigstens Unterhosen anziehen... wir wären berechtigt, uns zu beklagen... Sie sind ein sehr gefährlicher Mann, Herr Fougoux!...“

Der Nachbar ging die Stiege wieder hinunter, schwor, man werde von ihm hören, und schlug seine Thüre so heftig zu, daß das Haus zitterte.

„Ach Gott! wie possierlich lag er auf dem Boden!“ sagte Laura.

„Mir träumt es heute Nacht gewiß von ihm,“ sprach Manette.

„Es ist keine Ursache dazu vorhanden,“ entgegnete die große Amata.

„Dieser arme Herr Fougoux,“ sagte Charlotte, „von nun an werde ich ihn bloß Herr Fouilli heißen!... Wenn er sich indeß auch beim Hausbesitzer beklagt, so kümmere ich mich nichts darum: ich ziehe auf den nächsten Termin aus, man hat mir schon aufgekündet; ich darf mich wegen des Lärmens nicht im Mindesten geniren!... Ah!... meine Herren, tanzen Sie

mit uns die Boulangère . . . wir müssen uns aber auf den Absätzen halten.“

Die Boulangère wird angenommen, darauf wird ein Walzer vorgeschlagen, ich walze mit Jungfer Ninie, während Dubois mit Charlotte und Laura mit der Amata sich herumdreht.

Allein der Walzer betäubt vollends die Jungfern, Amata fühlt sich bereits unwohl und fängt an zu weinen, da die Andern sie ausspotten.

„So ist's immer,“ sagte die kleine Laura, „wenn sie recht zu Nacht gespeist hat, so muß sie weinen! . . . wie ergötzlich! . . .“

Wenn die große Amata durch den Genuß des Weins traurig wird, so wird Laura dadurch sehr lustig, Manette äußerst zänkisch, Charlotte wirft sich auf einen Sessel und streckt gähnend die Arme aus; ich bemerke, daß Ninie, die indessen am wenigsten von Allen getrunken hat, zärtlicher und sentimentaler ist als gewöhnlich; ich saß neben ihr in einer Ecke des Zimmers und habe ihr bereits mehrere Küsse gegeben, worauf sie mir bloß mit Seufzern geantwortet hat, die mich zu wiederholten Küssen bewegten.

Während Manette mit der Amata zankt, die ihr unter Weinen antwortet, lorgnirt Dubois schon geraume Zeit Laura, und benützt den Augenblick, wo er Charlotte im Saal meint, um der kleinen Spötterin einen Kuß zu geben; diese reißt sich aber aus den Armen Dubois und flieht lachend in die Kammer, wo mir der Unglücksfall begegnet ist; Du-

bois springt Laura nach und schlägt aus Versehen oder mit Fleiß die Thüre hinter sich zu.

Ich plauderte mit Ninie und bekümmerte mich sehr wenig darum, was Laura und Dubois ohne Licht in dem andern Zimmer treiben könnten; Manette und Amata sind durch ihren Streit zu sehr erhitzt, als daß sie dieß bemerkt hatten, aber Charlotte, die allem Möglichen aufbietet, um nicht einzuschlafen, schaute, nachdem sie sich lange die Augen ausgerieben hatte, um, und rief: „Nun!... wo ist er denn... sollte er schon fort sein?... Das wäre sauber... und Laura sehe ich auch nicht... Ah! die Bestie, hat er sie nach Haus begleitet?“

Dieser Gedanke treibt ihr den Schlaf aus den Augen, sie steht auf, dreht sich im Zimmer herum, öffnet schnell die Thüre im Hintergrund, worauf Jungfer Laura etwas verzerrt heraustritt, und Dubois, um die Fassung nicht zu verlieren, sich walzend nähert.

„Ah! sie sind Beide ohne Licht da drinnen!“ ruft Charlotte voller Wuth, „hört... das ist etwas zu arg!“

„Wir kamen während des Walzens hinein,“ sagte Dubois.

„Während des Walzens!... und um besser zu walzen, habt ihr die Thüre geschlossen!... welche Abscheulichkeit!...“

„Meine theure Freundin,“ sagte die kleine Laura stotternd, „hoffentlich glaubst Du nicht... denkst Du nicht... es ist gewiß nicht meine Sache... den Geliebten meinen Freundinnen zu entführen!...“

„Ah! Sie spielen die Spröde, Sie sind die Tugend vielleicht selbst!... Es ist schrecklich; nun, was trieben Sie da drinnen ohne Licht mit dem Herrn?..."

„Ich sage Ihnen, wir walzten,“ antwortete Dubois.

„Welche Lüge!... Warum sollten Sie da drinnen walzen?“

„Ich wollte Laura eine Posse zeigen, um sie zu überraschen.“

„Sie wollen mir da einen Bären aufbinden!... Gut, Jungfer Laura, ich werde es Herrn Eduard erzählen.“

Laura macht ein zorniges Gesicht und ruft aus: „Ich habe durchaus nichts Schlechtes gethan und lache über Alles, was Sie sagen werden. Wenn ich erzählen wollte, was ich über Sie weiß, so könnte ich wochenlang davon reden.“

„Und was könnten Sie reden? kleine Schnippe!“

„Ah! beleidigen Sie mich nicht, sonst schlage ich Sie in's Gesicht!...“

Diese Jungfern machten schreckliche Augen gegeneinander; ich dachte, man müsse sie schnell von einander trennen und bemerkte daher, daß es sehr spät sei, man müsse jetzt an das Heimgehen denken. Manette zieht Laura fort, ich nehme Ninie am Arm, Amata, die im Hause wohnt, geht in ihr Zimmer und Dubois lassen wir mit Charlotte sich ausöhnen.

Es war bald vollends ein Uhr, als wir das Haus verließen. Laura und Manette wohnen nur einige Schritte davon; wir begleiteten sie nach Hause und

ich und Ninie setzten unsern Weg in die Straße Aubry-le-Boucher fort.

Ich bemerkte mit Vergnügen, daß meine kleine Blondine sich in all' diese Händel nicht gemischt hatte und im Allgemeinen artiger und ruhiger als die Andern war; diese Bemerkungen und Küsse, welche ich dem Mädchen gegeben hatte, haben mich ebenfalls in das zärtlichste Verhältniß mit ihr gebracht: wir wurden unterwegs äußerst vertraut, und als ich an ihrer Thüre ankam, konnte ich mich nicht entschließen, sie so schnell zu verlassen!... Wie sehr können sich unsere Gedanken in vierundzwanzig Stunden ändern! Allein so dachte ich nicht, als ich mit Ninie die Treppe hinaufging; damals lief mir etwas Anderes im Kopfe herum.

## Sechstes Kapitel.

### Die Oper.

Bei meiner Rückkehr nach Haus am folgenden Tage stellte ich meine Betrachtungen an. Nun war ich nüchtern; der Dampf von dem Mittag- und Abendessen des vorigen Tags verwirrte meinen Verstand nicht mehr, und jetzt will ich mir Moral predigen... Allein wozu? Was ist es im Grunde für ein Verbrechen, wenn Ninie meine Maitresse ist!... Sie ist vielleicht besser als eine Andere. Sie ist hübsch; ich halte sie für sanft und offenherzig. Frei-

lich hat sie weder einen großen Verstand, noch Erziehung; allein ich werde sie nicht in Gesellschaften führen. In einem Shawl und einem Hut wird sie sich an meinem Arme nicht lächerlich ausnehmen; überdieß geht man mit einer Grisette erst in der Abenddämmerung aus. Sie äußerte sich gegen mich, daß sie mich sehr liebe... dieses sehr hat sich gar schnell gemacht... Ich halte sie einer glühenden Liebe nicht fähig; sie glaubt, sie liebe, wenn man ihr gefällt. So geht es fast in der ganzen Welt; aber ich bin von ihr überzeugt, daß sie demjenigen, den sie zu lieben glaubt, treu ist, und so sind die Menschen nicht immer.

Acht Tage hintereinander besuchte ich sie und traf sie jederzeit zu Haus und beschäftigt an. Ihre wenigen Möbeln sind ärmlich, allein ihr Zimmer ist reinlich und in Ordnung. Ich verbot ihr, Charlotte zu besuchen, sie betrat deren Wohnung mit keinem Fuße mehr. Ninie ist in der That ein gutmüthiges Mädchen; sie erröthet nicht, wenn sie mich sieht, seufzt nicht, wenn ich mich von ihr trenne, aber sie hegt, wie ich glaube, Freundschaft für mich. Indessen spricht sie etwas zu oft von ihrem Herrn Adolphy mit mir. Wenn ich ihr Etwas sage, ruft sie sogleich aus: „Adolphy sagte mir dieß ebenfalls!“ oder: „Adolphy machte es wie Sie!“ oder: „Adolphy liebte dieß auch nicht!“

„Meine liebe Ninie,“ sagte ich eines Morgens zu ihr, „können Sie die beständige Anführung Ihres Adolpchs nicht unterlassen? Es ist nicht angenehm

für mich, wenn ich sehe, daß Sie immer an ihn denken.“

„Ach, mein Gott!... ich sagte dieß wie etwas Anderes,“ antwortete Ninie; „da es Dir aber mißfällt, so werde ich ihn nie mehr in Mund bringen, mein Lieber; ich denke wahrlich nicht mehr an Adolph, welcher mich sauber sitzen ließ!... O! er hat schlecht an mir gehandelt!... Jetzt liebe ich Dich, aber ihn nicht mehr!... Du kannst ganz ruhig sein.“

Ich gestehe, daß ich nicht im Mindesten mich beunruhigte und daß meine Liebe zu Ninie mich nicht am Schlafe hinderte. Uebrigens legte mir die Bekanntschaft mit der Kleinen nichts in den Weg, und ich besuchte meine gewöhnlichen Gesellschaften jetzt wie früher. Wohl sah es Ninie sehr gerne, wenn ich sie in das Theater führte oder mit ihr bei einem Gastwirth dinirte, wenn ich ihr aber sagte, es könne heute nicht sein, ich habe Geschäfte, so antwortete sie mir auf's Liebreichste: „Nun, mein Freund, dann ist's ein anderes Mal, nicht wahr?“

Ich gab ihr das Nothwendigste: einen Shawl, Hut, ein Kleid und kleinere Halstücher, aber in so einfachem Geschmaack, daß ich dadurch meiner Börse nicht zu wehe that; doch fand sie Alles herrlich, und der bescheidene halbseidene Shawl hatte ihr eben so viel Freude gemacht, als ein Caschemir; sie ist nicht gefallsüchtig, mit jedwedem Geschenke zufrieden und schont ihren Puz. Dieses junge Mädchen hat wirklich gute Eigenschaften.

Seit einigen Tagen führe ich sie nicht aus ihrem

Zimmer, sie beklagt sich aber nicht und bezeugt sich nicht weniger liebeich gegen mich; heute will ich sie dafür entschädigen und ihr ein Vergnügen, nach dem sie sich schon längst gesehnt, gewähren. Oftmals hat Ninie mir gesagt, sie sei noch nie in der Oper gewesen, sie möchte gerne die Oper sehen, es müsse sehr unterhaltend sein!... Ich habe mich nicht beeilt, sie dahin zu führen, denn in der Oper sind alle Logen offen, außer gerade vor der Bühne, und dort ist es zu theuer, oder oben; allein von dem Zuschau aus hätte Ninie keinen Genuß von den Decorationen. Ich muß sie in das Amphitheater, hinter das Parterre führen, hier ist die Täuschung am vollständigsten, und gerade dieß sucht man ja dort. Ich mache mir wenig daraus, mit diesem Frauenzimmer im Amphitheater von meinen Bekannten gesehen zu werden... jedenfalls behält sie ihren Hut auf... im Grunde weiß man ja nicht, wer sie ist, und bin ich nicht mein eigener Herr? Mein Wunsch, die Freude Ninie's mitanzusehen, die vor Sehnsucht nach der Oper glüht, beseitigt alle andern Rücksichten.

Ich besuchte sie am Morgen und theilte ihr mit, daß ich sie auf den Abend in jenes Schauspiel, wonach sie sich so sehr sehne, führen werde; vor Freude sprang sie in die Höhe und war ganz außer sich. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß ihr Geschmack an Belustigungen noch nicht abgestumpft sei, denn es gibt so viele Leute, denen man gar keine Unterhaltung mehr machen kann! Ich empfahl Ninie, sich sehr schön und ihre Toilette sorgfältig zu machen;

sie wird es nicht daran fehlen lassen, und ich versprach ihr, sie um halb sieben Uhr mit einem Cabriolet abzuholen.

Um die bestimmte Stunde begab ich mich in die Straße Aubry-le-Boucher, stieg aus dem Cabriolet und sprang die Treppe hinauf, welche zum Glück etwas heller als die der Jungfer Charlotte war. Ich klopfe an Ninie's Thüre... man öffnet nicht... sie ist also ausgegangen, sonst würde sie mich hören; zwei Zimmer hat sie nicht! Ich begreife ihre Abwesenheit nicht... Während ich die Thüre betrachtete, bemerkte ich einige Worte, mit Kohle geschrieben, folgenden Inhalts: „Je cuis chez ma voisine au-dessous.“ („Ich bin bei der Nachbarin im untern Stocke.“) Je cuis (statt Je suis) im untern Stocke... Was soll das bedeuten?... Ah! ich verstehe es! Die arme Kleine weiß nicht, daß man das c anders als ein s aussprechen kann!... Nun, so wollen wir zu der Nachbarin hinunter gehen.

Ich klopfe an: eine Frau mit einem Tuch um den Kopf öffnet mir.

„Verzeihen Sie, ist Fräulein Boissard nicht bei Ihnen?“

„Ja, bemühen Sie sich nur, hereinzutreten.“

„Bitte, wollen Sie ihr bloß sagen, man frage nach ihr.“

„Treten Sie doch herein, mein Herr... ich werde Sie wahrlich nicht an der Thüre stehen lassen.“

Der Teufel hole die Nachbarin mit ihrer Höflichkeit: muß ich gar noch bei einer ganz unbekanntem

Person eintreten, wo sich zwei andere Weiber, die wenigstens Wäscherinnen oder Flickerinnen sind, befinden; sie sitzen um den Ofen herum, stehen aber bei meinem Anblick auf, während die Nachbarin mir einen Sessel anbietet.

„Setzen Sie sich gefälligst, mein Herr.“

„Madame, bemühen Sie sich nicht; ich will bloß ein Wort mit Ninie sprechen und...“

„Setzen Sie sich doch, es wird Sie keine größere Mühe kosten!...“

In diesem Augenblick kommt Ninie halb angekleidet aus einem anstoßenden Zimmer und sagt zu mir: „Da bin ich, mein lieber Freund, ich bin bald fertig; ich ziehe mein neues Kleid an, und konnte mich nicht ganz allein ankleiden... es muß zugeschnürt werden, und Frau Ballû hat die Güte und hilft mir.“

Ich mußte mich darenin schicken, und setzte mich, während Frau Ballû Ninie vollends ankleidete, machte aber ein furchtbar saures Gesicht. Man fühlt sich so unbehaglich, wenn man nicht an seinem Platze ist!

Die zwei Klatschbasen, welche bei meinem Eintreten aufgestanden waren, setzten sich wieder und fuhren in ihrem Gespräche fort: „Wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu sagen, Madame Mattoux, meine Tochter ist dort wie im Paradies! Ein köstlicher Platz!... fast nichts zu thun, als Kinder spazieren zu führen, zu pußen und zu wiegen. Wenn sie schlafen, begibt sich Rosa zu der Gesellschaft im Vorzimmer; alle Herren und Damen sind, wie sie mir sagte, sehr liebevoll gegen sie... Ihre Frau ist frei-

lich etwas hitzig, sie ruft ihr oft drei Mal in einer Sekunde; aber sie ist im Grunde nicht böse und hat meiner Tochter bereits zwei von ihren Kleidern gegeben.“

„Ah! das freut mich sehr für Sie, Madame Leboeuf, um so mehr, als ich aus Erfahrung weiß, wie ehrenvoll es ist, seine Kinder an einem so guten Plaze zu haben!... und um so mehr, als Rosa einmal Kammerjungfer werden kann, wenn sie sich immer gut aufführt!...“

„Ja, Madame Mattoux, ihre Frau hatte die Güte, ihr eine gute Aussicht zu versprechen... und wie Sie sagen, für eine Mutter ist dieß sehr angenehm... Nun haben meine drei Kinder Plätze und zwar alle drei in guten Häusern; das hat man davon, wenn man selbst mit gutem Beispiel vorangeht... ich schmeichle mir damit!... Kindsmädchen mit sechszehn Jahren!... das ist hübsch!...“

Madame Leboeuf sah mich bei diesen Worten an und schien das Wort an mich zu richten. Ich drehte mich mißlaunig um und betrachtete die Gemälde, welche das Zimmer zieren.

Als die Damen sahen, daß ich auf ihr Gespräch durchaus nicht achte, fuhr Madame Mattoux wieder fort: „Ich habe mit meinen Söhnen auch ziemlich Glück. Nicolaus macht sich als Schuhmacher, sein Meister ist sehr zufrieden. Von ihm sind die Schuhe der Frau Ballü; er hat auch eine neue Art, die Uberschuhe zu befestigen, erfunden.“

„Wirklich?“

„Ja, meine Theure, o! er hat einen erstaunlichen Erfindungsgeist... Auch mein Aeltester macht uns viele Freude, um so mehr, als er Gendarme ist. Letztthin stand er am Ambigu-Comique-Theater auf dem Posten und hat uns gegen den Pöbel in Schutz genommen! Wir haben Carl XII. gesehen, und um so größeres Vergnügen gehabt, als das Stück ein historisches ist. Anfangs erschrak ich ein wenig über den Anblick einer ganzen Familie, von der kein Mitglied ein Hemd anhatte; allein ein Herr neben mir hat gesagt, daß die Trachten aus jener Zeit gut nachgeahmt seien.“

„Ah, wahrhaftig! Carl XII.! wer kennt den nicht?... Es ist aus der Mitrologie der Götter... Kommen Sie doch näher zum Ofen, mein Herr, es ist für Alle Platz.“

„Ich danke, Madame, es friert mich nicht,“ sagte ich, während ich zornig aufstand und mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging. Es fror mich wirklich nicht, das Blut stieg mir in den Kopf, ich glühte vor Ungeduld!... Endlich zeigte sich Ninie wieder und rief mir zu: „Da bin ich, mein Lieber!“

Ich ließ sie nicht ausreden, nahm sie am Arm, zog sie fort und führte sie plötzlich aus dem Zimmer der Nachbarin. Jene Frauen werden mich ohne Zweifel sehr ungalant finden: thut nichts, ich bekümmere mich nichts darum. Ninie mußte noch einmal in ihr Zimmer zurückgehen und ihren Hut und Shawl holen. Wie sie meine zornige Stimmung bemerkte,

sagte sie zu mir: „Was fehlt Ihnen denn, mein Lieber, Sie sehen ganz zornig aus?... Es ist nicht meine Schuld, daß das Zuschnüren meines Kleides so lange dauerte.“

„Benigstens sollten Sie in Ihrem Zimmer bleiben. Glauben Sie, es mache mir ein Vergnügen, Ihre Nachbarin zu besuchen... zusammen zu kommen mit... ich weiß nicht, wem... die Frauen Mattour und Leboeuf können sehr ehrbare Personen sein, ich zweifle nicht daran, allein ihre Gesellschaft sagt mir nicht zu.“

„Mein Gott! mein Lieber... Es thut mir sehr leid... ein ander Mal werde ich mich allein ankleiden.“

Es war spät, wir mußten eilen, sonst hätten wir einen schlechten Platz bekommen. Wir gehen also die Treppe hinunter, steigen in das Cabriolet und fahren in das Theater.

Kaum saß ich im Gefährt neben meiner kleinen Blondine, deren Toilette ich musterte, als ich vor einem äußerst durchdringenden Geruch zurückbebt... es roch fürchtbar nach Knoblauch. Ach Gott! kam es von dem Kutscher oder von Ninie her?... Ich näherte mich dem Kutscher, rieche aber nichts mehr; ich neigte mich zu Ninie... sie spricht mit mir... ach! es war zum Umfallen...

„Was fehlt Ihnen denn, mein Lieber?“

„Ninie, was haben Sie heute gegessen?“

„Was ich gegessen habe?... Bohnen und Salat.“

„Salat mit Knoblauch?“

„Ah, ja, das war die Beilage; man legt ein mit Knoblauch eingeriebenes Stückchen Brod darein, man nennt das, wie Sie wohl wissen, einen Chapon... ich habe davon gegessen, denn ich esse dieses Gericht für mein Leben gerne.“

„Ach, Unglückliche!... aber Sie vergiften!...“

„Wie, ich vergifte?“

„Ja, Sie riechen schrecklich nach Knoblauch...“

„Riechen Sie ihn nicht gerne?... Mein Gott, ich hätte es vermuthen können... Adolp noch ihn auch nicht gerne.“

„Knoblauch essen! und Sie wußten doch, daß ich Sie Abends in die Oper führe!... das zeigt nicht von gesundem Menschenverstand... Sie begehen in der That nichts als Dummheiten!“

„Mein Gott! es thut mir sehr leid... wenn ich gewußt hätte... ich habe nicht daran gedacht... Des- senungeachtet wegen eines Stückchens Chapon mir so zu zürnen!... Sie sind heute sehr böse!...“

Ich bemerkte, daß sie im Begriff war, zu weinen; bereits verzog sich ihr Mund, ihre Augen trübten sich. Ich tröstete sie, drückte ihr die Hand, dachte aber dabei immer, wie ich wohl diesen Geruch, der alle unsere Nachbarn in der Oper aufmerksam auf uns machen mußte, vertreiben könne... Ah!... gut... ich glaubte, ein Mittel gefunden zu haben.

„Kutscher, halt an dem ersten besten Conditior- laden, den Du bemerkst.“

„Gut, Herr!“

Es stand nicht lange an, so hielten wir an einem

Conditorladen. Ich stieg aus und kaufte Pfeffermünzküchlein, füllte meine Taschen damit an, stieg wieder in das Cabriolet und sagte zu Ninie: „Hier nimm dies in den Mund und behalte immer davon darin, hoffentlich wird dieser Geruch den ersten vertreiben... und wenn wir im Theater sind, sprich nicht zu viel.“

„Nein, mein Lieber.“

Wir kommen in der Oper an. Es befinden sich schon viele Leute im Amphitheater; indessen werde ich noch leere Plätze gewahr. Ich nehme Ninie bei der Hand, denn sie wird über den Anblick der Leute und der Toiletten ängstlich. Sie unterließ es nicht, ihren Mund mit Pfeffermünzküchlein anzufüllen, was ihr eine possierliche Miene gab. Endlich setzten wir uns, ich links von Ninie; gerne hätte ich mich rechts gesetzt, damit sich ihr Niemand als ich hätte nähern können, da aber dies nicht möglich war, empfahl ich ihr ruhig sitzen zu bleiben, sich nicht zu rühren, besonders ihren Kopf nicht gegen ihre Nachbarn zu wenden, worauf sie, ihre Küchlein verbeißend, mir kurz antwortete: „Ja, mein Lieber!“

Auf der Bank vor uns waren noch zwei leere Plätze; ich hätte gerne gewünscht, daß man sie nicht einnähme, wir würden abgesonderter bleiben, und der verfluchte Knoblauchgeruch, welcher trotz den Küchlein immer durchdringt, würde nicht so leicht auffallen; man darf aber nicht hoffen, daß Niemand kommen werde, wenn es anderswo keinen Platz mehr gibt, und schon sehe ich zwei Damen nach dieser Seite kommen.

Täusche ich mich nicht!... Von diesen Damen, welche sich vor uns setzen, erkenne ich die erste. Ja, sie ist's, sie ist es wirklich... jene hübsche Dame, die ich im Gaité-Theater gesehen habe, der ich folgen wollte, die ich wegen Dubois aus dem Gesichte verlor... sie ist die Dame mit dem veilchenblauen Mantel! Ah! ich kann mich nicht irren... Es sind ihre herrlichen Züge, ihre zierliche Haltung, der nämliche Hut, wie an jenem Abend! Wie, ich treffe sie wieder! Der Zufall setzt mich wieder neben sie hin, und ich bin nicht allein, ich kann meine Neugierde nicht befriedigen!... Ach, arme Ninie, wenn Du wüßtest, wie sehr ich in diesem Augenblick die Bekanntschaft mit Dir bereue!

Das hübsche Frauenzimmer, welches von einer alten Dame von vornehmem Aeußern begleitet war, ließ sich gerade vor mir nieder. Ich glaube nicht, daß sie mich bemerkt hat, überdies ist es zweifelhaft, ob sie mich erkennen wird. Obwohl sie sich erst vor vierzehn Tagen meinem Blicke gezeigt hat, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß sie mich im Andenken behalten hat... Indessen hatte sie mich, so viel ich mich erinnere, lange und aufmerksam gemustert.

Ninie, welche nichts thut, als Pfeffermünzküchlein essen, ohne daß sie es wagt, rechts oder links zu sehen, weil ich ihr verboten habe, den Kopf zu drehen, fragte mich endlich: „Mein Lieber, fängt es bald an?“

„Ja, im Augenblick,“ erwiederte ich. Ich weiß nicht, ob jene Dame meine Stimme wieder erkannt hat, allein sie dreht sich etwas um, sieht mich an und

ich lese in ihren Augen, daß sie mich wieder erkennt. Ich empfinde eine geheime Freude hierüber. Ich bin ihr also nicht ganz fremd! Wozu wird dieß führen? Ich weiß nicht, allein es macht mir Vergnügen.

Jene Dame wendet sich nochmals um, und zwar gegen Ninie. . . Sie will also auch die Person, welche sich bei mir befindet, sehen. . . Ach Gott! so kurze Zeit sie auch meine Begleiterin mustern mag, so wird sie sich doch bald überzeugen, welche Art von Frauzimmer ich bei mir habe. Aber warum betrachtet sie Ninie so lange? . . . kennt sie dieses kleine Mädchen? . . . Ah! es ist zum Glücke vorbei!

Es scheint bestimmt zu sein, daß ich, so oft ich dieser Dame begegne, immer so sitzen muß, daß ich nichts als das Hintertheil ihres Hutes sehe. Es ist mir jedoch heute lieb, daß sie mich nicht sehen kann, denn ich muß neben Ninie sehr widerlich aussehen! Aber wir befinden uns so nahe bei ihr, daß sie, wenn wir schwätzen, nothwendig alle unsere Worte hören muß; ich werde also gar nicht plaudern, aus Furcht, sie möchte Ninie reden hören.

Kaum waren wir fünf Minuten anwesend, so riefen bereits mehrere Personen hinter Ninie: „Ach Gott! was riecht so? . . . Es ist unbegreiflich, wie dieß in den Kopf, in den Hals steigt! . . .“

„Es ist wahr,“ sagte der Herr, der neben meiner kleinen Blondine saß; „’s ist wie eine Mischung von Knoblauch und Pfeffermünz! . . . das ist ein abscheulicher Geruch.“

Ich erröthete bis über die Ohren, Ninie sieht

mich an und wagt nicht mehr, den Mund zu verdrehen, weil man sonst sehen würde, daß sie Psef-fermünzküchlein ist. Armes Mädchen! ich glaube nicht, daß es sich in der Oper sehr ergötzt.

Zum Glücke beginnt man, wodurch die Aufmerksamkeit zerstreut wird. Ninie ist ganz Aug' und Ohr, spricht kein Wort mit mir, weiter verlangte ich nicht; ich achtete nicht auf das Schauspiel, sondern sann nach und seufzte.

Indessen konnte Ninie ihr Staunen nicht bemei-ßern. Es entschlüpfen ihr mehrere Ausrufe, als: „Das ist grausam schön!... Ah! wie diese so prächtig gekleidet ist!... Aber warum singen sie immer und sprechen nie?... Ich verstehe kein Wort, mein Lieber!“

Ich suche Ninie zum Schweigen zu bringen, denn jene Dame hat sich sachte gegen sie umgedreht, und ich bemerkte auf ihren Lippen ein Lächeln, dessen Ausdruck mir wehe that. Ach, ich wollte schon, das Schauspiel wäre vorbei!

Das erste Stück ist vorbei, es folgt bloß noch das Ballet. Während des Zwischenakts steht Jedermann um uns herum auf, ich ebenfalls, heiße aber Ninie sitzen bleiben. Der Herr neben ihr geht hinaus, indem er äußerte, er könne vor dem Knoblauchgeruch nicht länger bleiben. Jedermann lacht um uns herum; mir allein vergeht das Lachen.

Die Damen ziehen ihre Fläschchen heraus, die Herren schnupfen, Ninie rührt sich nicht, ich sitze wie auf der Folter.

Jene Dame ist ebenfalls aufgestanden und hat

sich nun gegen uns gewandt; sie mustert uns genau und richtet ihren Blick abwechselnd auf mich und Ninie. Ich stellte mich, als ob ich dies nicht bemerkte, und sah im Saale herum. Auf einmal zeigte mir Ninie, welche mein Stillschweigen gegen sie wahrscheinlich gelangweilt hatte, eine ihrer Hände mit den Worten: „Siehst Du, wie weiß sie heute sind; ich habe sie diesen Morgen geseift.“

Diesmal wollte ich mich unter die Bank verstecken ... ich kann nicht mehr ... ich ersticke und höre hinter mir sagen: „Nun ist es kein Wunder mehr, wenn man Knoblauch riecht.“

Ich setzte mich wieder, ohne daß ich aufzuschauen wagte. Ohne Zweifel wird man auf meinem Gesichte meine Empfindungen gelesen haben, denn Ninie fragte mich, was mir fehle, ob es mir übel sei?

„Mir fehlt nichts.“

„Sie wurden roth, blaß...“

„Mir fehlt nichts, sage ich Ihnen.“

„Ich sehe aber doch, daß...“

„Seien Sie still.“

Ninie verzieht das Gesicht und spricht kein Wort mehr. Wie sehr muß diese Dame sich über mich lustig machen, wie sehr mich auslachen! ... Ich will mich davon überzeugen, und betrachte sie ... Aber nein, ich sehe in ihren Augen nicht jenen spöttischen Ausdruck, den man in den Augen unserer Nachbarn lesen kann; in diesem Augenblick scheint sie eher mit meiner Lage Mitleiden zu haben ... ach, wie dankbar bin ich ihr für diesen geringen Antheil!

Gottlob! man gibt das Zeichen zum Ballet. Jeder nimmt seinen Sitz wieder ein, Jedes beschäftigt sich mit dem Tanz und der Pantomime, man denkt nicht mehr an uns. Ninie sieht ebenfalls zu und spricht kein Wort mehr; ich dachte bei mir selbst: „Nun wird es bald vorbei sein.“

Es ist zu Ende, Gott sei Dank! Alles steht auf. Ninie, die ebenfalls im Begriff aufzustehen ist, heiße ich sitzen bleiben. Jedermann geht fort. Jene Dame entfernt sich auch mit ihrer Begleiterin; bevor sie hinausging, hat sie noch einen Blick auf uns geworfen. Ach, dieses Mal gelüstet es mich nicht, ihr zu folgen.

Endlich war Jedermann fortgegangen, der Saal leerte sich, man ließ den Kronleuchter herunter, und Ninie, die immer noch saß und sich nicht zu rühren wagte, sagte mit ziemlich leiser Stimme: „Werden wir hier über Nacht bleiben?“

„Nein, wir können jetzt fortgehen.“

Wir begegneten wirklich Niemand mehr, als den Logenschließerinnen und den Landjägern. Ach, an diesen Abend in der Oper werde ich denken!



In unserem Verlage ist erschienen :

## Abälards u. Heloïsens Briefe.

Pracht = Ausgabe,  
mit den Bildnissen der beiden Liebenden in herr-  
lichem Stahlstiche.

Lexikon-Octav. 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 ggr.

Dasselbe Werk ohne Stahlstiche.

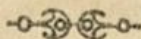
fl. Octav. 54 kr. oder 12 ggr.



## Ariosts rasender Roland.

Neu übersetzt von Hermann Kurz.

3 Bände mit 3 Stahlstichen. 1 fl. 36 kr. oder 4 Rthlr.

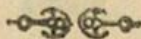


## W. Blumenhagens sämmliche Schriften.

Pracht = Ausgabe.

Sechszehn Bände mit 17 Stahlstichen.

19 fl. 12 kr. oder 12 Rthlr.



M. Cervantes de Saavedra.

## Don Quixote von la Mancha.

Miniatur-Ausgabe mit 82 Holzschnitten.

20 Bändchen. 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 ggr.



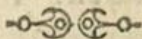
M. Cervantes de Saavedra

## Sämmtliche Romane u. Novellen.

Mit vielen vorzüglichen Holzschnitten.

Zehn Bände in Schiller-Format.

3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 ggr.



Dante's

## göttliche Komödie.

Uebersetzt von

Bernd von Gussel.

Mit einem Stahlstiche. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.



